BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Martini, Carl Anton von,

Uiber die Anlage der Natur und ihre verbesserte Ausbildung in Rücksicht auf Erziehung, Sitten, Wissenschaften, und Fähigkeiten nach Anleitung der besten physischen, ethologischen und moralischen Grundsätzen

Wien 1783

Bamberg, Staatsbibliothek -- .19 A 4#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11403006-0
VD18 12089257-001

Uiber die
Anlage der Natur,
und ihre
verbesserte Ausbildung
in Rücksicht
auf Erziehung, Sitten, Wissenschaften, und Fähigkeiten,
nach Anleitung
der besten physischen, ethologischen und moralischen Grundsätzen.

Herausgegeben
von
D. Martini.

Wien,
bey Friedrich August Hartmann.
1783.

Wenn wir die mannigfaltigen Vorzüge beobachten, deren die Menschen entweder von Natur, oder angemaßter Weise, vor den Thieren genießen, so untersuchen wir billig auch, was sie für einen Gebrauch von diesen Vorzügen machen. Hierdurch bekommen wir nothwendig eine Anleitung, den Menschen anfänglich im **bloßen Naturstande**, und hernach in **verschiednen gesellschaftlichen Ständen** zu betrachten.

Der Zustand der sich selbst überlaßnen wilden Menschen ist in manchen Rücksichten viel schlechter, als der Zustand aller übrigen Thiere. Zwar sind seine Fähigkeiten von einer höhern Art, als die ihrigen: Da er aber das innerliche Principium des Instinkts in keinem

so hohen Grad, als die andern Thiere besitzt, um diese Fähigkeiten zum größten Wohl seines Individui anzuwenden, so erhalten selbige bey ihm öfters eine so verkehrte Wendung, daß er durch sie nur desto unglücklicher wird. Der wilde Mensch ist sehr stark, behend, und schnell, seine Gesundheit ist dauerhaft, und überhaupt sind bey ihm die thierischen Fähigkeiten weit vollkommner, als bey Menschen, die durch das Band der Gesellschaft vereiniget sind; ja, je sanfter, gesitteter, und angenehmer die Gesellschaften sind, desto mehr verringern sich diese Fähigkeiten: hingegen die edlern, und unterscheidenden Geistesfähigkeiten liegen in einem wilden Menschen völlig erstorben.

Es findet sich in dem Fortgang der Gesellschaft eine Periode, worinnen die Menschen auf der vortheilhaftesten Seite erscheinen Dieß ist die Periode, da die körperliche Stärke in ihrer größten Lebhaftigkeit ist, und die thierischen Verrichtungen in ihrer vollen Kraft sind; da die Menschen hitzig, muthig sind, die Freyheit über alles lieben, und die Ehre des Vaterlands mit einem fast

schwär-

schwärmerischen Eifer vertheidigen, übrigens ein offenherziges Wesen, ungekünstelte, freymüthige Sitten haben, feurig in ihrer Freundschaft, gute Eltern, und Verwandte, aber noch großmüthigere Menschenfreunde sind, und fest an ihrer Religion halten, ob diese gleich durch allerley Aberglauben verstellet ist.

Dieser gesellschaftliche Zustand, worinn die noch freye, und fast reine Natur ohne alle Kultur wirksam ist, erhizt und erhebet die Einbildungskraft ungemein, sie erwecket, ermuntert, und nähret das Genie, und treibet die davon abhängigen Künste sehr hoch, aber eben darum, weil dieser Zustand allzu frey ist, und die Leidenschaften in ihrem wilden Fluge zu sehr begünstiget, so läßt er nothwendig die Vernunft, welche ein kaltes Blut, eine genaue Richtigkeit, und keine ausgelaßne Einbildungskraft fodert, nicht recht zu Kräften kommen. Da übrigens in diesem Zustande die natürlichen Bedürfniße in geringer Anzahl, und sehr leicht zu heben sind, so gehört sehr wenig Empfindsamkeit, und Fleiß, und noch weniger Genie dazu, wiewohl freylich die größte Hinder-

niß es in den Kenntnißen höher zu brin=
gen, in der Schwierigkeit liegt, sich
einander seine Gedanken, und Entde=
kungen mitzutheilen. Ein solcher gesell=
schaftlicher Zustand ist keiner langen
Dauer fähig; daher findet er auch ge=
meiniglich nur auf eine kurze Zeit Statt.
Die gesetzgebende Gewalt kann nothwen=
dig nur in den Händen einer kleinen An=
zahl von Personen seyn, und diese wer=
den derselben gar bald mißbrauchen.
Ihre Macht vergrößert sich, erreget
Aufsehen und Neid, die Ehrsucht und
ihre traurige Anschläge bemächtigen sich
der Herzen. Der Verstand der Men=
schen klärt sich almählig auf, und in
der Maaße, wie sich ihre Fähigkeiten
entwickeln, entdeckt man mehrere Wege,
zum Glücke zu gelangen, welches der
einzige sehnlichst gewünschte Endzweck
eines jeden Individui ist. Die allge=
meine Gesellschaft theilt sich in verschied=
ne besondre Gesellschaften, und da die
genauere Gemeinschaft, welche eine Na=
tion mit der andern errichtet, neue Ver=
gnügungen darbietet, so schaft sie auch
neue Bedürfniße. Dem ersten Ansehen
nach sind die Vortheile, die aus dem

Um=

Umgang, und der **Handlung** mit fremden Völkern entstehen, verführerisch, denn durch dieses Mittel werden die Güter eines Erdstrichs dem andern mitgetheilt. Uiberdieß scheint die Handlung das Band, welches die große menschliche Familie vereiniget, noch enger zu knüpfen. Durch das Angenehme und durch die Vortheile, die man durch sie erhält, erheben sich die Gedanken, die Kenntniße erweitern sich, die Vorurtheile verschwinden.

Auf einer andern Seite hingegen kann man sagen, daß jedes Land, wofern nur seine Bewohner **arbeitsam** sind, alles das hervorbringt, was ihnen nöthig ist. Denn die Bedürfniße der Natur sind leicht zu befriedigen, aber die Bedürfnisse, die aus den Begierden, und aus den heißhungrigen Gelüsten der Einbildungskraft erwachsen, sind unendlich, und nie zu ersättigen. Wenn unter solchen Umständen die Menschen sich nicht mehr von den sanften Trieben der simplen Natur leiten lassen, so werden sie mit allen ihren Fähigkeiten, Kenntnissen und Genies die Verderbniß ihres Geschmacks, und das Ungestimme ihrer

Leidenschaften so wenig zu bezwingen suchen, daß sie jene vielmehr anwenden werden, diese zu rechtfertigen, und sich, und andere zu bereden, das, was im Grunde so sehr entbehrlich ist, sey für sie von einer wesentlichen Nothwendigkeit.

Eine der sichtbarsten, und ausgebreitetsten Folgen der Handlung, und dessen, was man einen **wohleingerichteren Staat** nennet, ist der allgemeine Durst nach Reichthum, welche jeder Empfindung des guten Geschmacks, jeder Art von Tugend nachtheilig ist, sie verderbt, und vertilget; ein abscheulicher Zustand, der das menschliche Geschlecht aufs höchste erniedriget, und unglücklich macht. Sogleich verschlimmert sich alsdann die Konstitution des Körpers, und des Geistes, sie werden beyde schwach, matt, und unfähig dem Wechsel der Dinge dieses Lebens standhaft zu ertragen. Dann sind die Menschen nicht mehr im Stande, die natürlichen Vergnügungen zu genießen, weil die Quellen derselben entweder ganz verstopft, oder doch gewaltig gehemmet sind. In diesem Zustande muß noth-

wendig das Geld der allgemeine Abgott werden, den ein jeder niederträchtig anzubeten sich beeifern wird. Alle Grundsätze der Tugend, und Religion werden dem Gelde weichen, denn man jederzeit seine Ehre, sein Leben, und die Ruhe des größten Theils der Glieder des menschlichen Geschlechtes gerne aufopfern wird. Diese Begierde nach Geld wird so stark, so dringend werden, daß sie selbst die Liebe beyder Geschlechter gegen einander, die doch sonst die unbezwinglichste Leidenschaft ist, in dem Herzen auslöschen wird, und man wird, troz aller natürlichen Empfindung, und zur Schande aller wohl eingerichteten Regierungen, wahrnehmen, wie die Bürger ihre leiblichen Kinder als eine Last, und als eine Hinderniß ihrer Glückseligkeit betrachten.

Noch würde dieses unruhige Bestreben von einigen Nutzen seyn, wenn die Reichthümer ihnen ein wirkliches Vergnügen gewährten, und den Beweis mit sich führten, daß derjenige, der sie besitzt, glücklich sey, aber weit gefehlt! denn sie thun weiter nichts, als daß sie der beunruhigenden Eitelkeit, und dem

unersättlichen Geize zur Nahrung dienen, sie machen alles Vergnügen unschmackhaft, und vereckeln den Genuß, die **Vaterlandesliebe** erkaltet, und wird lächerlich, das Volk und die Großen, trunken von Habsucht, versagen den Namen nützlicher Aussichten, allen den Vorschlägen, die auf die **Aufmunterung** der Künste, und auf die **Bevölkerung** abzielen: hingegen belegen sie mit dem Namen der Liebe zum gemeinen Besten die Projekte, die entweder **Krieg** oder **Eroberungen**, oder die **Ausbreitung** der **Handlung**, und die **Vergrößerung** der **Erbschaften**, und der Besitze der Bürger zur Absicht führen. Befindet sich eine Nation bereits auf dem Gipfel einer solchen Verderbniß, so kann sie unmöglich lange mehr existiren, und wenn sie sich auch noch einige Zeit hinhält, so geschieht es nur darum, weil andre Nationen eben so sehr verderbt sind. Wenn aber, durch eine sehr natürliche Resolution, ein freyes, reiches, und verderbtes Volk seine Freyheit verliert, so müßen die Bürger, woraus es besteht, zu dem

aller=

allerschlechtesten, niederträchtigsten, und elendesten Sklaven werden.

Indessen gestehe ich, daß in einer wohleingerichteten Gesellschaft, das menschliche Geschlecht sich in mancherley Rücksichten, auf einer sehr vortheilhaften Seite zeiget. Die vielerley Bedürfnisse, die der **Luxus** schaft, erwecken die Erfindungskräfte, und setzen sie in Uibung, um jenen Bedürfnißen Genüge zu thun, und eben dieß ermuntert die **schönen Künste**, und giebt hernach Grundsätze des **Geschmacks**, Grundsätze, die in weniger aufgeklärten Gesellschaften unbearbeitet liegen bleiben würden, da sie doch: wenn die Begierde hinzukommt, zu reichen Quellen des Vergnügens werden. **Der Verstand** selbst, wenn er anfängt seine Kräfte zu spüren, entwickelt sich, und treibt seine Untersuchungen mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit weiter. Dieser **geselige** Zustand ist für solche Sitten, bey denen es auf ein **äußerliches angenehmes Wesen** ankömmt, eben so vortheilhaft, oder scheint es wenigstens zu seyn. Lasset uns aber auch gestehen, daß diese Vortheile so verkehrt gebraucht wer-

werden, daß nicht das mindeste wahre Glück daraus entspringt. In Sachen des Geschmacks zieht man gemeiniglich dem Regelmäßigen und Zierlichen das Erhabne, und Pathetische vor, und diese opfert man in der Folge wiederum der **Neuerungsucht**, und dem ausschweifendsten Eigensinn auf. Sobald dieses geschieht, sogleich hört man auf, seinen Verstand auf Künste, die im gemeinen Leben nützlich sind, anzustrengen, sondern entweder man verschwendet ihn auf Kleinigkeiten oder man erschöpft ihn mit Nachsinnen auf Dinge, die weit über unseren Horrizont gehen.

Diese Betrachtungen der Menschen in dem fortrückenden Zustande der Gesellschaft hat mich auf den Gedanken gebracht, wie man die Vortheile dieser verschiednen Zustände untereinander vereinigen, und dergestalt ausbilben könnte, damit sie etwas beytragen möchten, die Tage, die wir auf Erden zu leben haben, **glücklicher** und **angenehmer** zu machen. Vielleicht ist die Ausführung dieses Entwurfs unmöglich in großen Societäten: ich halte ihn aber

sehr

sehr möglich auszuführen in kleineren Gesellschaften.

Man hat die menschliche Natur in sehr verschiedenen Licht und Schatten abgebildet. Einige haben sie ungemein liebenswürdig geschildert, und jede Schwachheit und Häßlichkeit sorgfältig zugedeckt. Sie haben das Laster als etwas der menschlichen Seele Fremdes, und Unnatürliches vorgestellt, und behauptet, daß das, was unter dem Namen des Lasters vorgienge, nichts als ein Uibermaaß tugendhafter Anlagen sey, oder in guten Neigungen, denen man nicht die gehörige Richtung gegeben, bestehe, nimmermehr aber aus einer natürlichen Bosheit, oder Unart des Herzens selbst herrühre. Man hat dafür gehalten, der menschliche Verstand sey fähig in die verborgensten Winkel der Natur einzudringen, und die menschliche Kraft sey fähig die Werke der Natur nachzumachen. —

So sehen unsre Natur insgemein diejenigen an, die ein gutes Herz und ein glückliches Temperament haben, ferner die, welche in der Kenntniß der Welt und der verschiedenen Pfade der

Men-

Menschen noch nicht bewandert sind, wie auch die, welche die Wissenschaften lieben und sich mit Ruhm darinn hervorthun wollen. Ein so günstiger Begriff von der Natur der Menschen trägt augenscheinlich vieles bey, das Genie emporzuschwingen und das Herz zu bessern: aber er ist auch die Quelle vielfältiger und grausamer Verlegenheiten.

Andere haben die menschliche Natur als ein Cloak von Verderbniß und Bosheit vorgestellt, haben behauptet dieß sey der natürliche Zustand und das unvermeidliche Loos der Menschheit; haben den menschlichen Verstand für schwach und kurzsichtig, die menschlichen Kräfte für ohnmächtig und äusserst eingeschränkt, und alle Versuche, sie zu erweitern für eitel und lächerlich, ausgegeben. — Solchen Vorstellungen winken diejenigen begierig ihren Beyfall zu, die kein freyes und offenes Herz, und dabey wenig Genie haben und also die Richtigkeit obiger Beschreibung bey sich selbst fühlen. Man muß aber zugleich gestehen, daß ein solcher Begriff auch nicht selten für diejenigen angenehm und schmeichelhaft ist, die, bey einem vortreflichen und zur feurigsten Freundschaft aufgelegten Herzen,

ihr Glück in der Welt nicht dem Plan gemäß gefunden haben, den sie sich nach der allzu große n Lebhaftigkeit ihres Geistes entworfen hatten. Eine schlimme Meynung von der menschlichen Natur verleitet den Menschen gar bald, alles nur auf sein eigenes Individuum zu ziehen, und macht ihn lieblos und ungesellschaftlich, eine zu niedrige Meynung von unseren Verstandsfähigkeiten schlägt das Genie nieder, und schneidet alle Aussicht ab jemals einen viel höhern Grad der Erkenntniß, als man gegenwärtig besitzt, zu erreichen, oder irgend einen großen und auf weite Aussichten gerichteten Verbesserungsplan auszuführen.

Ich will mich bey dem verschiedenen Vortheil und Nachtheil, der aus diesen einander entgegengesetzten Betrachtungen der menschlichen Natur erwachsen kann, wie auch bey dem Einfluß, den sie in die Bildung des Charakters haben nicht länger aufhalten. — Vielleicht geht man am sichersten, wenn man dafür hält, unsere Natur sey zwar zu allem aufgelegt, was gut und groß heißt, und man könne ihren Fähigkeiten und Kräften keine Gränzen bestimmen: sie habe sich

aber

aber gegenwärtig der Vollkommenheit noch nicht sonderlich genähert, und stehe, in Betrachtung der Höhe die sie erreichen könnte, noch auf einer der niedrigsten Stufen.

So höchstwichtig die Untersuchung der menschlichen Natur ist, so hat man sie doch mit schlechter Sorgfalt, und mit noch schlechteren Glück getrieben. Die Schuld davon liegt theils an den allgemeinen Ursachen, welche den guten Fortgang gewisser anderer Zweige der Erkenntniß gehemmet haben, theils in den besondern Schwierigkeiten der Sache selbst. Auf die Untersuchung des Baues des menschlichen Körpers ist in der That viel Fleiß und Genauigkeit verwandt worden: aber dabey thaten sich auch keine große Schwierigkeiten hervor, es gehörte nur Arbeit und eine sichere Hand dazu, der Gegenstand war stetig, der Zergliederer konnte ihn in jeder Lage fest halten, und alle beliebige Versuche damit anstellen.

Hingegen die menschliche Seele ist ein überaus schwankender Gegenstand; nicht in zwo Personen auf Erden äußert sie sich auf einerley Art, selbst in einer

einzelnen Person ist sie immer veränderlich. Ihr in ihren unendlichen Veränderungen nachzuspüren erfordert die tiefste und ausgebreitetste Kenntniß und das durchdringendste Genie, daß sich mit nichts anders zerstreuet. Indessen so schwer es auch ist, die Gesetze der Beschaffenheit der Seele auszuspähen und sicher anzugeben, so ist doch kein Grund vorhanden, zu zweifeln, daß die Seele, so unstetig sie uns in ihren Wirkungen vorkommen mag, doch nach Gesetzen regiert werde, die eben so bestimmt und unveränderlich sind, als die wornach sich das materialische System richtet.

Unglücklicher Weise sind die mehresten von denen die sich auf die Philosophie der menschlichen Seele gelegt haben, zu wenig mit dem Bau des menschlichen Körpers und mit den Gesetzen der thierischen Oekonomie bekannt gewesen, und gleichwohl sind Seele und Leib so innig zusammen verbunden und haben einen so wechselseitigen Einfluß in einander, daß die Beschaffenheit des einen, ganz allein betrachtet, nimmer recht gründlich verstanden werden kann. Daher ist es ein unaussprechlicher Verlust hier die Aerz-

te, daß sie gröstentheils so unachtsam auf die besondern Gesetze der Seele und ihren Einfluß in den Körper gewesen sind. Ein ehemals berühmter Professor der Arzneywissenschaft bey der deutschen Nation der vielleicht mehr einen guten methodischen Kopf als ein grosses Genie oder ausgebreitete Einsichten in die Natur besaß, schrieb ein medicinisches System, worinn er, wie es scheint, den Menschen lediglich nur für eine Maschine angesehen, und einen schwachen und vergeblichen Versuch gemacht hat, alle Erscheinungen in der thierischen Oekonomie aus mechanischen und chymischen Grundsätzen zu erklären. **Stahl** sein Zeitgenossen und Nebenbuhler am Ruhm, der bey einem grössern Genie, weit tiefer in die Natur eindrang, fügte die Betrachtung des principii sentientis hinzu, das ist, er verband mit der Kenntniß des menschlichen Körpers die Philosophie der menschlichen Seele: aber seine Einbildungskraft, der er zu sehr den Zügel schiessen ließ, führte ihn öfters auf Irrwege, und sein verwickelter Vortrag und dunkle Schreibart machten daß seine

Schrif-

Schriften selten gelesen und noch seltener verstanden wurden.

Es giebt aber außer dem noch eine andere Ursache, welche die Kenntniß der menschlichen Natur sehr mangelhaft und unvollkommen macht; und diese Ursache wollen wir nun genauer untersuchen.

Man hat den Menschen gemeiniglich als ein Wesen betrachtet, das mit der übrigen thierischen Schöpfung nichts gemein habe. Man hat sich zwar in der That viele Mühe gegeben, die Zergliederungen unvernünftiger Thiere miteinander zu vergleichen, uud dieß ist die Quelle der nützlichsten Entdeckungen in der Zergliederung des menschlichen Körpers gewesen: aber die Vergleichung der thierischen Oekonomie beym Menschen und bey andern Thieren und die vergleichende Betrachtung ihres Zustandes und ihrer Lebensarten, sind sehr vernachläßigt worden. Der Stolz des Menschen empört sich in diesem Falle bey einer allzu genauen Vergleichung, und die Würde der Philosophie will sich nicht gern herablassen, eine Lehre vom Instinkt der Thiere anzunehmen. Allein dieß Betragen ist sehr schwach und thö-

 richt.

richt. Die Natur ist ein Ganzes, das aus Theilen besteht, welche, ob sie gleich verschieden sind, doch aufs genaueste miteinander zusammenhängen. Sie schliessen sich so genau aneinder an, daß eine Gattung oft so unvermerkt in die andere fällt, daß es schwer ist zu sagen, wo die eine anfängt, und die andere aufhört. Dieß ereignet sich insonderheit bey dem Niedrigsten einer Gattung, und bey dem höchsten derjenigen, die unmittelbar unter jener folgt. Daher kann man sich von keinem einzigen Theil der grossen Kette einen vollkommenen Begriff machen, wenn man nicht wenigstens die nächsten Glieder kennet, die sich daran anschliessen.

Wenn wir die verschiedenen Gattungen der Thiere miteinander vergleichen, so finden wir, daß jede derselben mit Kräften und Fähigkeiten versehen ist, die ihr allein eigen sind, und sich für die besondre Sphäre der Wirksamkeit, die ihr die Vorsehung zugetheilt hat, vortreflich schicken. Aber mitten unter dieser unendlichen Mannigfaltigkeit, welche jede Gattung unterscheidet, finden

wir

wir viele Eigenschaften, worinn sie alle einander gleich sind, und einige, die sie unter sich gemein haben.

Der Mensch steht in der thierischen Schöpfung offenbar oben an. Es scheint, daß er nicht nur mit jeder Quelle des Vergnügens, das irgend ein anderes Thier geniessen kann, begabt sey, sondern daß auch die Quellen zu vielen andern Ergötzungen, wovon alle übrige Thiere nichts wissen, für ihn offen stehen. Und wenn man gleich annehmen wollte, daß er nicht das einzige Thier sey, das mit Vernunft begabt ist, so hat er sie doch in einem so viel höhern Grade, daß dießfals zwischen ihm und den Thieren keine Vergleichung Statt findet.

Jene unmerkliche Gradation, welche in allen Werken der Natur so augenscheinlich ist, wird vermisset, wenn man das Menschengeschlecht mit andern Thieren vergleicht. Es ist ein unendlicher Unterschied zwischen den Fähigkeiten eines Menschen, und den Fähigkeiten des vollkommensten Thieres, zwischen Verstandskräften, zwischen mechanischen Kräften, zwischen Ordnung und Absicht, und einem blinden Triebe, zwischen Reflexion, und Begierlichkeit.

Ein Thier macht sich ein anderes unterwürfig, blos weil es ihm an Macht, oder an List überlegen ist. Kein Thier kann sich durch irgend eine Geschicklichkeit noch durch einen vernünftigen Vortrag, den Schuz und die freundschaftlichen Dienste eines andern Thiers erwerben. Es ist bey ihnen keine Empfindung eines höhern Ansehens, noch einer Subordination.

Daß ihnen die Sprache mangelt, scheint blos daher zu rühren, weil sie keine regelmäßige Folge oder Ordnung in ihren Begriffen haben, denn an den zum Sprechen benöthigten Organis fehlt es ihnen nicht. Man kann viele Thiere sprechen lehren: aber man kann kein einziges Thier irgend einige Begriffe, mit den Worten, die sie aussprechen, verbinden lehren. Demnach ist die Ursache, warum sie sich nicht durch übereinverstandene Zeichen ausdrücken, blos in dem Mangel einer regelmäßigen Combination, ihre Begriffe zu suchen. Es herrscht in den Werken der Thiere eine bemerkenswürdige Einförmigkeit. Jedes Individuum einer Gattung thut eben dieselbe Dinge und auf eben dieselbe

Art

Art, wie jedes anderes Individuum von derselben Gattung. Sie scheinen sämtlich von einer Seele angetrieben zu werden. Hingegen unter den Menschen denkt und handelt jedes Individuum auf eine ihm allein eigene Weise. Wenn ja die Einförmigkeit des Charakters in den verschiedenen Arten der Thiere noch eine Ausnahme leidet, so findet sich diese nur bey solchen Thieren, die am meisten bey den Menschen sind, insonderheit Hunde und Pferde.

Alle Thiere drücken Schmerz und Lust durch Schreyen und allerley Bewegungen des Leibes aus: aber Lachen und Thränen vergiessen siud nur dem Menschen eigen, und scheinen die Ausdrücke gewisser heftiger Bewegungen der Seele zu seyn, wovon andere Thiere nichts wissen, selbst die Kinder pflegen selten eher zu weinen, als bis sie ungefähr sechs Wochen alt sind. Die Ergötzungen der Einbildungskraft, das Vergnügen das aus den Wissenschaften, aus feinen Künsten, und aus der Befriedigung der Neugierde entsteht, sind allein den Menschen eigen. Vornämlich aber unterscheidet sie das moralische Gefühl, und die

Glückseligkeit, die aus der Religion, und den mancherley Zwischenfällen des geselligen Lebens fließt.

Wir wollen jetzt einige Betrachtungen über gewisse Vortheile anstellen, worinn uns die geringern Thiere zu übertreffen scheinen, und hernach untersuchen, in wie weit sich die Menschen der Vortheile, womit sie begabt sind, zur Erhöhung ihrer Glückseligkeit und Weisheit bedienen. Es giebt viele Thiere, die einige von den äußerlichen Sinnen schärfer haben als wir; einige sind stärker, einige schneller als wir. Indessen so nützlich diese und noch mehrere Eigenschaften in Ansehung der verschiedenen Sphären, die das Verhältniß ihres Lebens bestimmen, seyn mögen, so würden sie uns doch unnütze und öfters sehr schädlich seyn. Es bleibt aber darum doch der Mühe werth, zu fragen, ob die Thiere nicht gewisse Vorzüge vor uns haben, die nicht aus ihrem besondern Lebenszustand fließen, sondern solche Dinge betreffen, die wir uns wenigstens eben sowohl, als sie sich zu nutze machen könnten?

Ist es nicht eine ausgemachte Wahrheit, daß alle Thiere, ausgenommen wir Menschen, alles das Vergnügen genießen, dessen ihre Naturen fähig sind, daß Schmerz und Krankheiten ihnen was fremdes sind, und daß sie, wenn keine äußerlichen Zufälle es hindern, den natürlichen Endepunkt ihres individuellen Daseyns erreichen? Ich rede hier nur von wilden Thieren, denn die zahmen und von uns abgerichteten sind Mitgenossen unsers Elendes. — Ferner ist es wohl für eine nothwendige Folge unserer höhern Fähigkeiten zu halten, daß unter zehntausend Menschen nicht einer eines natürlichen Todes stirbt, daß wir uns (nach **Miltons** Ausdrucke) durch ein gebrechliches und fieberhaftes Daseyn, nie sicher vor Krankheiten, Leiden, Thorheit, und tausend namlosen Uebeln, die, wie die Erfahrung zeigt, das unvermeidliche Loos der Menschheit sind, hindurch winden müßen? — Wenn alles dieß die bestimmte Ordnung der Natur mit sich bringt, so geziemet uns, daß wir uns willig darein ergeben: wenn aber ersichtlich ist, daß diese Uebel nur zufällig, und unserer

Constitution nicht natürlich sind, so ist es für uns eine höchstwichtige Pflicht, daß wir untersuchen, woher sie entstehen und wie ihnen abzuhelfen sey.

Es giebt ein Principium, welches bey der ganzen Schöpfung der unvernünftigen Thiere Statt findet und die unmittelbare Quelle aller ihrer Handlungen ist. Dieses Principium, welches **Instinkt** genannt wird, determiniret sie, durch die kürzesten und wirksamsten Mittel nach dem zu streben, was ihnen nach ihren verschiedenen Constitutionen nothwendig ist.

Bisher scheint man behauptet zu haben, daß dieses Principium des Instinkts nur den unvernünftigen Thieren eigen sey, und daß die Vorsehung das menschliche Geschlecht bestimmt habe, von dem höhern Principio der Vernunft, die mit dem Instinkt nichts gemein hat, regiert zu werden. Aber eine kleine Aufmerksamkeit wird zeigen, daß wir der Instinkt mit der ganzen thierischen Welt gemeinschaftlich haben, und daß derselbe, so weit seine Gränzen gehen, ein sichrer und untrüglicher Führer sey; obgleich der verderbte und unnatürliche Zustand, worein das menschliche Geschlecht herabgesunken ist,

öf-

öfters die Stimmen dieses Führers unterdrücket und eine Unmöglichkeit verursacht, selbige von andern Trieben, die unserer Natur zufällig und fremd sind, zu unterscheiden.

Die Vernunft, in Vergleichung mit dem Instinkt, ist fürwahr ein schwaches Principium beym Menschen und ein weit unzuverläßigerer Führer.— Das eigentliche Geschäft der Vernunft ist, den Ursachen der Dinge nachzuforschen, uns zu zeigen, was aus dieser oder jener Art unserer Handlungen für Folgen entsprießen werden, die besten Mittel zur Erreichung unsers Zweckes ausfindig zu machen und folglich unsere Triebe, Temperamente, Leidenschaften und Geschmak im Zaume zu halten: und gleichwohl müssen diese jederzeit die unmittelbaren Triebfedern unserer Handlungen seyn. In Wahrheit, ohne sie würde unser Leben nicht nur ganz freudenlos und abgeschmackt seyn, sondern auch plötzlich stocken, und ein Ende nehmen.

Einige von den Vorzügen, welche die unvernünftigen Thiere vor uns voraus haben, wohnen im ziemlichen Grade solchen Menschen bey, die den Thie-

ren am nächsten kommen, und die, da sie gewissermaßen völlig vom Instinkt geleitet werden, eben so wenig von der edlen Bestrebung wissen, wozu ihre Naturen fähig sind, als von dem vielen Elend, dem ihre erleuchtetern Brüder unterworfen sind.

Es scheint demnach eine Sache von höchster Wichtigkeit zu seyn, daß man die Instinkte untersuche, die dem menschlichen Geschlechte natürlich sind, und daß man selbige von dem unordentlichen Verlangen unterscheide, das seinen Ursprung nur in bösen Gewohnheiten hat, und wenn dann einiger Zweifel hierüber zurückbliebe, so müßte man die analogen Instinkte, die sich bey andern Thieren, insonderheit aber bey dem wildern Theile des menschlichen Geschlechts finden, sorgfältig untersuchen.

Freylich ist diese Untersuchung mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Man hat noch keine Klasse von Menschen angetroffen, die **lediglich** vom **Instinkt**, von der Natur, oder von dem, was man Sensus communis nennet, geleitet würde. Die barbarischsten Völker sind in ihren Sitten weit von einander unterschieden, und weichen in vielen besondern Umstän-

den

den eben so weit von der Natur ab, als die gesittetsten und üppigsten Nationen. Sie werden gleichmäßig von der Vernunft geleitet, die sie aber durch Vorurtheile, Gewohnheit und Aberglauben auch verschiedene Art verkehrt anwenden. Dem ungeachtet wird ein scharfsehendes Auge öfters im Stande seyn, die Hand der Natur selbst da zu entdecken, wo man sich ihren Absichten am meisten entgegen legt, und man wird zuweilen unter den wildesten Völkern mit Verwunderung solche Spuhren einer richtigen und scharfen Beurtheilungskraft finden; die selbst der aufgeklärtesten Nation Ehre machen würde. In diesem Betracht würde die bürgerliche und natürliche Geschichte des menschlichen Geschlechts ein solches Studium werden, das nicht blos zum Zeitvertreib und zur Befriedigung der Neugierde dienen, sondern zur Cultur und Verbesserung des menschlichen Geschlechts die schönsten Aussichten eröfnen würde.

Gleicherweise sollten wir uns auch derjenigen Wahrnehmungen an zahmen Thieren, wo man die Natur gewissermaßen durch Kunst verbessert sieht, zum Vortheil unsers eigenen Geschlechts be-

dienen. So können wir z. E. mittelst einer gewissen Aufmerksamkeit die Zucht der Pferde, der Hunde, das Hornviehs, und in der That aller andern Thiere erhalten und veredeln. Muß man sich nicht sehr wundern, daß diese Bemerkung noch nie auf das menschliche Geschlecht angewandt worden ist, wo doch dergleichen eben so gut gelingen würde. Es ist unläugbar, daß, unerachtet unsers unordentlichen Durcheinanderheurathens viele Familien sich durch besondere Umstände in ihrem Charakter unterscheiden. Dieser Familiencharakter verliert sich öfters, gleich einem Familiengesichte in einer Generation, und erscheinet wieder in der folgenden. Ohne Zweifel können Erziehung, körperliche Disposition und Nacheiferung in manchen Fällen vieles zur Erhaltung dieses Charakters beytragen: allein, man wird überhaupt finden, daß, auch ohne diese Umstände die Natur gewissen Gemüthern einen Originalstempel aufgedrückt hat, den die Erziehung zwar sehr verunstalten und unkenntlich machen, selten aber so gänzlich auslöschen kann, daß die Spuren desselben dem Auge eines sorgfälti-

gen

gen Beobachters entgehen sollten. Wie ein gewisser Charakter oder Gemüthsbeschaffenheit von Vater oder Mutter auf Kind kommen könne, ist eine Frage von größrer Schwierigkeit als Wichtigkeit. Es ist in der That eben so schwer, die Ursache der äußerlichen Gleichheit der Gesichtszüge, oder der von den Eltern auf die Kinder geerbten Leibesgebrechen anzugeben; und gleichwohl träumet uns nie von einer Schwierigkeit, irgend eine natürliche Erscheinung, die wir täglich vor Augen haben, zu erklären. — Eine besondere Aufmerksamkeit auf diese Sache würde uns in Stand setzen, nicht nur die Leibesbeschaffenheit, sondern auch die Charakters unserer Nachkommenschaft zu verbessern. Indessen sehen wir täglich, daß Leute, die sonst sehr verständig seyn wollen, und mit der ängstlichsten Sorgfalt auf die Verbesserung ihrer Pferdezucht raffiniren, sich kein Bedenken machen das Blut ihrer Kinder zu verunreinigen, und alle Beschwerlichkeiten eines siechen Körpers auf sie fortzupflanzen, ja auch wohl Dummköpfe, Wahnsinnige und mit den schlechtesten Anlagen

be-

begabte Kinder zu zeugen, und zwar öfters, ohne daß sie einen heftigen Trieb der Leidenschaft diesfalls zu ihrer Rechtfertigung anführen können.

Wir wollen uns demnach bemühen, näher zu bestimmen, wie der Zustand der Menschen, und der niedrigern Thiere in Vergleichung gegen einander beschaffen sey.

Nach der genauesten Ausrechnung, stirbt die eine Hälfte des menschlichen Geschlechts unter acht Jahren weg. Da diese Sterblichkeit unter den wollüstigsten Völkern am stärksten ist, und in der Maaße abnimmt, wie die Nahrung ungekünstelter, die Leibesübung häufiger, und die allgemeine Lebensart härter wird, und da diese Sterblichkeit unter wilden Thieren ganz unbekannt ist: so sind hiedurch die allgemeinen Gründe davon zulänglich bestimmt. Die außerordentliche Verheerung, welche die Krankheiten unter den Kindern anrichten, ist der unnatürlichen Begegnung zuzuschreiben, die sie ausstehen müssen, und die sich für die ausnehmende Zärtlichkeit ihres Körperbaues sehr schlecht schicket. Ihre eigenen Triebe, und das Betragen der

Natur, wenn sie andere Thiere aufzieht, werden gar nicht in Betracht gezogen, und sie können sich doch nicht selbst helfen. Wenn sie etwas älter geworden, so erhebt sich die Stimme der Natur zu laut in ihnen, als daß man sie unterdrücken könnte, und sie will, Trotz des Einflußes eines beygebrachten verderbten Geschmackes, gehorsamet seyn.

Ob man gleich überall den Grundsatz angenommen hat, daß eine große Menge Einwohner die sicherste Stütze eines Staats sey, so ist dennoch die ausserordentliche Sterblichkeit unter den Kindern, von Leuten, die patriotische Vorschläge herausgegeben haben, sehr sparsam in Betracht gezogen worden. Man hält sie für ein natürliches Uebel, und unterwirft sich ihr ohne weitläufige Untersuchung. Aber es wird allerdings der Mühe werth seyn, zu untersuchen, ob dieß Uebel in der That natürlich und unvermeidlich sey. Ich weis, daß man sich beym Publiko wenig Beyfall zu versprechen hat, wenn man Vorurtheile angreift, die sich durch Zeit und Gewohnheit festgesetzt haben, und unter dem Schutze einer verderbten üppigen

Lebensart sicher ihr Haupt emporheben. Es ist ein undankbares Unternehmen, wenn man auf die Abschaffung von Mißbräuchen dringt, und doch nicht die mindeste Hoffnung eines glücklichen Erfolgs vor sich sieht. Aber es ist doch ein geheimes Vergnügen dabey, die Sache der Menschlichkeit und der hilflosen Unschuld zu vertheidigen.

Alle andere Thiere bringen ihre Jungen ohne Beystand zur Welt: wir aber meynen, eine Wehemutter verstehe es besser. — Was für eine Menge Kinder und Mütter zu Schlachtopfern der Ungeschicklichkeit und des verkehrten Verfahrens dieser Künstlerinnen werden müssen, zeigt die tägliche Erfahrung. Die klügsten und glücklichsten Praktici werden, wenn sie aufrichtig sind, gestehen, daß in gewöhnlichen und natürlichen Fällen, die Natur vollkommen zureichend sey, und daß der Dienst, den eine Wehemutter zu leisten hat, in weiter nichts bestehe, als den Bestrebungen der Natur fortzuhelfen, wenn die Mutter nicht Kräfte genug, oder das Kind eine unnatürliche Lage hat.

So-

Sobald ein Kind zur Welt kömmt, ist unsere erste Sorge, es mit Arzney vollzustopfen. — Es befindet sich in den Gedärmen der Kinder, und vieler andern Thiere, die erst gebohren sind, eine schleimichte Feuchtigkeit, die nothwendig weggeschaffet werden muß. Die Arzney, welche die Natur zu diesem Ende zubereitet hat, ist die erste Milch der Mutter. Hiedurch wird diese Absicht unfehlbar erreicht; aber wir meynen viel besser zu thun, wenn wir dem Kinde ein künstliches Abführungsmittel einzwingen, welches nach dem Eigensinn der guten Frau, die bey der Geburt präsidirt, eingerichtet werden muß. — Es verdient angemerkt zu werden (weil wir eben bey dieser Materie sind) daß die Kälber, welches überhaupt die einzigen Thiere sind, deren wir uns in diesen Umständen mit einer besondern Sorgfalt annehmen, eben so behandelt werden, wie unsere Kinder. Man reicht ihnen eben dieselbe Art von Medicin, und oft mit eben dem Erfolg, nämlich daß viele unter der Operation, oder von den Folgen derselben, sterben. Wir haben die größte Ursache, zu vermuthen, daß in selbigem Zeitpunkt weit mehrere

von dieser Art Thiere sterben, als von allen andern Arten der Thiere zusammengenommen, nur mit Ausnahme unsers eigenen Geschlechtes.

Ungeachtet des durch einen natürlichen Instinkt dem neugebohrnem Kinde beywohnenden sehnlichen Verlangens, an der Mutter Brust zu saugen, pflegt man es ihm zu versagen, bis es erst drey Tage alt ist. Um diese Zeit bringt die unterdrückte natürliche Ausleerung der Milch gewöhnlicherweise ein Fieber hervor, welches nicht selten traurige Folgen für die Mutter hat, oder doch dieselbe außer Stand setzt, ihr Kind selber zu säugen.

Wenn eine Mutter ihr Kind nicht selbst stillet, so stößt sie vorsetzlich die Natur vor den Kopf. Die schnelle Hemmung, die der großen natürlichen Ausleerung der Milch wiederfährt, zu einer Zeit, da sie bey ihrem geschwächten Körper schlecht im Stande ist, einen so gewaltsamen Stoß auszuhalten, zieht öfters die betrübtesten Folgen für die Mutter nach sich, und für das Kind ist der Verlust weit größer, als man insgemein befürchtet. In diesem Falle

läuft

läuft eine Frau unmittelbar die Gefahr, durch das Milchfieber ihr Leben zu verlieren; der Geschwulsten und Geschwüre an den Brüsten nicht zu gedenken, wodurch oft der Grund zu einem künftigen Krebsschaden gelegt wird. — Bisweilen steht es, wegen Mangel der Milch, nicht im Vermögen der Weiber, ihre Kinder zu stillen, bisweilen ist es auch weder für Mutter noch Kind dienlich, wenn nämlich jene mit gewissen besondern Krankheiten behaftet ist. Aber dieser Fall eräugnet sich selten, und überdieß giebt es manche weibliche Zufälle, die nicht besser als durch Säugung des Kindes können gehoben werden; Mütter von der zärtlichsten Leibesbeschaffenheit werden gemeiniglich stärker darnach. Zum Beweise hievon lasset uns folgendes bemerken. So lang eine Mutter ihr Kind säuget, so ist ihre Gesichtsfarbe munterer und blühender, ihre Geister sind auf eine einförmigere Art aufgeklärt, ihr Appetit ist besser, ihr ganzer Körper stärker, es gedeihet ihr alles. Ferner; es sterben weit wenigere Weiber in der Säugungszeit, als in jedem andern Zeitpunkte ihres Le-

bens; nur die Zeit der Schwangerschaft ausgenommen, während welcher es etwas ungewöhnliches ist, daß eine Frau an irgend einer Krankheit stirbt, es wäre dann, daß solche von einer äußerlichen Gewaltthätigkeit herrührte. — Eine andere große Unbequemlichkeit, die aus Hindansetzung des Säugens entsteht, ist diese, daß die Weiber derjenigen Zwischenzeit von Erholung und Ruhe beraubt werden, der sie, nach der Absicht der Natur, zwischen dem Gebähren und einer neuen Schwangerschaft genießen sollten. Eine Frau, die nicht säuget, bekömmt natürlicher Weise alle Jahre ein Kind, dadurch werden gar bald ihre Leibeskräfte erschöpft, und die Gebrechen eines höhern Alters stellen sich vor der Zeit ein; und da die vornehmern und nach der Mode lebenden Weiber sich dieser Versäumniß am meisten schuldig machen, so sind dieselben wegen ihrer zärtlichern Leibesbeschaffenheit am allerwenigsten im Stande, die Gewalt, die ihrer Natur geschieht, auszuhalten. Eine Frau, die ihr Kind säuget, genießt, bevor sie schwanger wird, ordentlich einer Zwischenzeit von anderthalb

oder zwey Jahren, innerhalb welcher sich ihre Kräfte aufs beste wieder erholen können.

Unter die nachtheiligen Folgen der unterlassenen Säugung ist auch diese zu rechnen, daß dergleichen Mütter eines unschätzbaren Vergnügens beraubt werden, das von der zärtlichsten und edelsten Gattung ist, und in einer höhern und innigern Liebe zum Kinde besteht. Es ist nöthig, hier zu untersuchen, was die Ursache dieser sonderbaren Neigung sey, die eine Mutter stärker für dasjenige Kind empfindet, welches sie selbst gesäugt, als für das, welches sie einer Amme übergeben hat; indessen ist dieses eine unläugbare Wahrheit.

Es ist keine leichte Sache, ganz genau zu bestimmen, wie viel die Kinder leiden müssen, die ihrer natürlichen Nahrung bernubt, und, statt derselben, mit der Milch von Weibern, deren Alter und Temperament so sehr von der Mutter ihrem unterschieden ist, abgespeiset werden. So viel aber ist gewiß, daß weit mehr Kinder sterben, die Ammenmilch gesogen haben, als solche, die von ihren leiblichen Mütter gesäugt worden

 sind.

sind. Hieran ist theils der Mangel derjenigen Sorgfalt und Aufmerksamkeit Schuld, die man nur von einer ängstlich-liebreichen Mutter erwarten kann, und die doch der unbehilfliche Zustand der ersten Kindheit so sehr erheischet. Fände sich nicht noch bey den Ammen natürlicher Weise eine ziemliche Portion von der instinktmäßigen mütterlichen Zärtlichkeit gegen ihre Säuglinge, fürwahr so würden noch weit mehrere Kinder aus Vernachläßigung umkommen. Man muß aber auch wohl bemerken, daß man sich von Ammen in großen Städten nimmermehr eine solche liebesvolle Zuneigung zu ihren Säuglingen versprechen darf; denn eben dieselbe umgekehrte Natur und Sitten, die unter vornehmen oder vornehm sich dünkenden Weibern herrschen, und sie zu dieser Pflichtvergessenheit verleiten, erstreckt sich auch auf Weiber vom niedrigern Range, und wie läßt sichs vermuthen, daß eine gedungene Person, die um ein paar schnöder Gulden willen ihr eigenes Kind verstößt, einen starken natürlichen Beruf bey sich fühlen werde, sich des fremden Kindes anzunehmen, da dessen

Mut-

Mutter selbst diesen Beruf nicht achtet, ob er gleich bey ihr auch ohne Rücksicht auf die eheliche Liebe, weit dringender ist: ob nun gleich nicht zu läugnen ist, daß eine Amme stuffenweise die Sorgfalt und Zärtlichkeit einer Mutter annehmen kann, so kann doch, bevor diese lebhafte Zuneigung sich einstellt, und die Gewohnheit zur andern Natur wird, das Kind mittlerweile sterben. Es fließt auch aus jenem möglichen Vortheil noch eine andere Unbequemlichkeit, die schon allein vermögend seyn sollte, jede Frau, die nur einigermaßen zärtlich denkt, abzuschrecken, daß sie ihr Kind keiner andern zum Säugen übergebe: nämlich eine Fremde theilt mit ihr, oder vielmehr sie entweder ihr, das Mutterrecht, die Mutter muß sehen, daß ihr Kind ein anderes Weib eben so sehr, oder noch mehr, als sie, liebt; sie muß wahrnehmen, daß die Liebe, welche das Kind zu ihr, die dasselbe gebohren hat, behält, nur aus einer Art von Gefälligkeit, zu der Amme hingegen aus einer natürlichen Pflicht herrühret; man weis ja, daß die Ergebenheit und das Vertrauen eines Kindes die schuldige Be-

lohnung der zärtlichsten Sorgfalt einer Mutter sind. Die vielerley elenden Krankheiten, denen in großen Städten die Weiber von der niedrigern Klasse nicht selten ausgesetzt sind, dienen zu einem neuen Grunde, ihnen kein solches Amt anzuvertrauen; denn diese Krankheiten bringen öfters dem Säuglinge schlechten Nutzen, stecken sein Blut an, und pflanzen sich durch ihn auf künftige Familien fort. Kinder sollten neun bis zwölf Monate lang gesäugt werden; verschiedene Umstände geben zu erkennen, daß dieses die bequemste Zeit sey, sie zu entwöhnen. In vielen europäischen Ländern, und in der ganzen Levante bekommen die Kinder, so lang sie nicht ein volles Jahr alt sind, nichts als Muttermilch, und dieß ist überhaupt eine gute Regel. Die Natur wird schon Anzeige geben, wenn es Zeit ist, sie mit stärkerer Kost zu nähren, und diese Anzeige sollte man abwarten. Indessen ist freylich gut, sie allmählich zu entwöhnen, und überhaupt sowohl bey dieser, als jeder anderer Veränderung, die man mit ihrer Lebensordnung vornimmt, so viel es möglich ist, gradweise zu ver-

fahren, weil ein allzuschneller Absprung von einem aufs andere gemeiniglich schlimme Folgen hat.

So lang des Kindes einzige Nahrung die Muttermilch ist, darf man es saugen lassen, so oft es Lust dazu bezeigt. Dann zur selbiger Zeit ist es unter dem besondern Schutze der Natur, die ihr Amt gewiß nicht versäumen, sondern in diesem Falle jedem Uebel, das aus der Ueberladung des Magens mit zu vieler Milch entstehen könnte, dadurch vorbeugen wird, daß das Kind die überflüßige Menge wieder von sich giebt, welches ohne Krankheit und hartes Anstrengen erfolgt.

Wenn eine Mutter ihr leibliches Kind nicht säuget, so sollte solches einer Amme übergeben werden, die erst vor kurzem entbunden worden, und deren Körper und Gemüthe die meiste Aehnlichkeit mit der Mutter ihrem hat; vorausgesetzt, daß diese selbst von guter Constitution sey. Die Amme sollte in allen Stücken eben die Lebensordnung fortsetzen, der sie vorher gewohnt gewesen ist. Der Uebergang von einfachen und meist vegetabilischen Nahrungsmitteln,

von

von reiner Luft, und täglicher Leibesbewegung, auch wohl harter Arbeit, zum Wohlleben, zum Ueberfluß thierischer Speisen, zu starkem Getränke, zur eingesperrten Stadtluft und zum gänzlichen Mangel der Leibesbewegung, muß nothwendig der Gesundheit sowohl der Amme als des Kindes höchst nachtheilig seyn.

Das Unternehmen, ein Kind lediglich mit Müschen aufzuziehen, ist eine so große Gewaltthätigkeit gegen die Natur, daß nichts als die äußerste Noth sie rechtfertigen kann. Wenn man ihm auch die reine Muttermilch im Löffel reichte, so würde sie ihm schlecht gedeihen; denn die Handlung des Saugens veranlasset, eben so wie das Kauen, die Absonderung einer Feuchtigkeit in des Kindes Munde, die, indem sie sich mit der Milch innigst vermischet, die Verdauung derselben im Magen befördert. Es fallen bey der Erziehung der Kinder noch andere Umstände vor, wo man, wie ich fürchte, weder auf den Instinkt, noch auf die Analogie der Natur die mindeste Achtsamkeit beweiset.

Alle

Alle jungen Thiere sind von Natur gern in freyer Luft und beständiger Bewegung: Wir aber bezeugen über diese Absicht der Natur unser Mißfallen, indem wir unsere Kinder mehrentheils im Hausarrest halten, und sie, von ihrer Geburt an, so fest als möglich, einwindeln. Dieser natürliche Instinkt äußert sich sehr stark, wenn wir ein Kind in der kurzen Zwischenzeit, da man ihm die Windeln wechselt, von seinen Banden befreyet sehen. Die augenscheinlichen Freudenbezeugungen, die das kleine Geschöpf über die Wiedererhaltung des freyen Gebrauchs seiner Glieder zu erkennen giebt, und sein starkes Widerstreben, wenn man ihm die Bande wieder anlegen will, sollten, möchte man denken, selbst dem dummsten Theile des menschlichen Geschlechts die Ueberzeugung beybringen, daß jener Gebrauch höchst grausam und ungereimt ist. Die Knaben werden gewissermaßen noch eher von ihrer Einkerkerung befreyt, als die Personen des schönen Geschlechts, welche mehrentheils ihren Kerker die ganze Zeit ihres Lebens mit sich herumschleppen müssen.

Einige Nationen haben die Gestalt, welche die Natur dem Kopfe giebt, nicht für gut genug angesehen, und für besser gehalten, ihm die Form eines Zuckerhuts zu geben. Die Chineser halten einen Frauenzimmerfuß, dem man durch Einpressen den dritten Theil seiner natürlichen Größe entzogen hat, für weit schöner. Einige africanische Völker liegen immer im Proceß mit ihrer Nase, die sie so platt als möglich gegen das Gesicht eindrucken. Wir lachen über diese Thorheiten, und es befremdet uns die Grausamkeit dieser Barbaren, hingegen halten wir für ausgemacht, daß die Theile eines Frauenzimmers nimmermehr von Natur so zierlich sey, als wir sie, mittelst des Einzwängens in die Schnürbrust, machen können. Die gewöhnliche Wirkung dieses Gebrauchs ist eine Verstopfung in den Lungen, die solchergestalt nicht Raum genug zu ihrer Verrichtung haben, worauf sich (der Verderbniß des Athems nicht zu gedenken) sehr oft die Schwindsucht erzeugt, an welcher wir soviel junge Weiber in ihrer besten Blüte dahin sterben sehen. Doch, die Natur ahndet

gemeiniglich diesen schlimmen Brauch auf eine augenscheinliche Weise, indem sie die Hälfte der Frauenzimmer, die sich dieser Mode ergeben, schief und mißgestaltet macht. Ueberhaupt trifft man nirgend häufiger einen körperlichen Mißwuchs an, als bey den civilisirten Nationen, er ist mehrentheils das Werk unserer eigenen Hände. Die überlegene Stärke, das Ebenmaaß der Glieder und die Behändigkeit, die man an den Wilden bemerkt, sind lediglich die Wirkungen ihrer ungezärtelten Erziehung, und daß sie meist unter freyem Himmel leben, und von Kindheit an den freyen Gebrauch ihrer Glieder gehabt haben. Die Siameser, Japonesen, Indianer, Negers, die Wilden in Canada, Virginien und Brasilien, und die meisten Einwohner im südlichen Amerika, windeln ihre Kinder nicht ein, sondern legen sie, in Felle oder Pelzwerk gehüllt, in eine Art von einer großen Wiege, worinn sie sich nach Belieben regen und bewegen können, und dieses bekömmt ihnen so wohl, daß sie schon im zweyten und dritten Monat auf Händen und Füssen herumkrabbeln; und in weniger als einem

Jahre ohne Beyhülfe gehen können. Wo die Kinder gewindelt, und in ihre Wiegen so fest eingerammet werden, daß sie sich nicht bewegen können, da findet der in den innern Theilen des Körpers liegende Wachsthumstrieb eine unüberwindliche Hinderniß der Bewegungen, die zur Beschleunigung ihrer gehörigen Größe erforderlich sind. Das beständige fruchtlose Sträuben des Kindes schwächt seine Kräfte und hemmet die völlige Auswickelung seiner Theile. Es ist beynahe unmöglich, Kinder so einzuwindeln, daß sie nicht eine schmerzhafte oder unangenehme Empfindung davon hätten, und das beständige Bemühen, sie aus einer beschwerlichen Lage in eine bequemere zu bringen, ist sehr schuld daran, daß sie ungestalt oder gebrechlich werden. Liegen die Windeln zu fest um, so hindert solches das Athemholen und den freyen Umlauf des Blutes, störet die natürlichen Absonderungen und bringt auf mancherley Art die ganze Leibesbeschaffenheit in Unordnung. Ist das Kind zu fest in die Wiege eingespannt, daß es die im Munde abgesonderte überflüßige Feuchtigkeit nicht frey

los werden kann, so fällt selbige in den Magen hinunter, wo sie allerley Verderbniß erzeuget, insonderheit zur Zeit des Zahnheckens, wo diese Absonderung der Feuchtigkeit allemal sehr häufig erfolgt. Ein anderes Uebel, das aus dem unnatürlichen Einbündeln der Kinder entsteht, ist dieses, daß man ihre natürliche Activität und Gewerbsamkeit zurück hält, wodurch zugleich ihr Wachsthum gehindert und die Stärke des Körpers geschwächt wird. Man pflegt zwar vorzugeben, daß die Kinder, wenn man ihnen so viel Freyheit ließe, leicht in solche Lagen verfallen könnten, die sie zu Krüpeln machen würden. Hierauf antworte ich: ein Kind so bald es in irgend eine unrechte Lage geräth, wird durch das Gefühl ihrer Unbequemlichkeit gar bald angetrieben, selbige zu verändern. Ueberdem sind in denen Ländern, wo dergleichen unnöthige Vorsorge nicht beobachtet wird, die Kinder alle stark und wohl proportionirt. Es heißt ferner: Wenn man den Kindern den freyen Gebrauch ihrer Glieder ließe, so würde ihr unruhiges Wesen sie allerley äußerlichen Unfällen aussetzen. Allein, ob sie gleich

plump und unbehülflich sind, so sind sie dagegen auch schwach, und ihre Bewegung ist nicht stark genug, um sich ein großes Leid damit zufügen zu können. Dem sey wie ihm wolle, die wahre Quelle der unglücklichen Sklaverey, wozu sie verdammt sind, ist diese: Ein Kind, daß seine Glieder frey bewegen darf, muß beständig gehütet werden; ist es aber fest gebündelt, so kann man es allerwärts herumschleppen.

Es trägt zur Gesundheit der Kinder ungemein viel bey, wenn man sie ordentlich und reinlich hält. Die Morgenländer, insonderheit die Türken und die eingebohrnen Amerikaner, sind in diesem Stücke überaus sorgfältig. Die gezwungene Kleidungsart unserer Kinder macht es uns zu einer höchstwichtigen Pflicht, für die Reinlichkeit derselben die äußerste Sorge zu tragen. Wenn sich die geringste Schärfe an die zarte und empfindliche Haut eines Kindes genau anlegt, so erregt sie geschwind einen schmerzhaften Reiz, und ist eine der gewöhnlichsten Ursachen des Schreyens der Kinder. Wenn Kinder noch sehr jung sind, so schreyen sie nie, außer vor Schmerzen oder Krankheit, und deß-

wegen sollte die Ursache ihres Jammerns genau untersucht werden. Läßt man sie fortschreyen, so leidet ihre ganze thierische Oekonomie und besonders die Verdauungskräfte, aus deren Zerrüttung die meisten Kinderkrankheiten ihren Ursprung nehmen. Das Schreyen eines Kindes ist die Stimme der Natur, die um Linderung ersucht, es kann mit keiner andern Sprache seine Bedürfnisse ausdrücken. Statt aber auch diese Stimme zu achten, unterdrücken wir sie öfters, indem wir das kleine arme Geschöpfe in eine Wiege legen, deren Getöse und gewaltige Bewegung alle seine Sinnen betäubt, worauf sich alles Gefühl von Schmerzen in einem erzwungenen und unnatürlichen Schlaf verliert. Bisweilen läßt man sie so lange schreyen, bis alle ihre Kräfte erschöpft sind. Ihr Zappeln und Schnappen nach Hülfe, und ihre heftig erregten Leidenschaften sind ihren kleinen Körpern ebenfalls sehr nachtheilig, und wenn eines Kindes erste Empfindungen so voller Schmerz und Angst sind, und die ungestimmen Leidenschaften sich so frühzeitig regen und äussern, so läßt sich mit Grund vermuthen, daß selbige auf sein

künftiges Temperament einen nur allzu starken Einfluß haben werden.

Kinder müssen viel schlafen, sonderlich in der ersten Kindheit, und man sollte ihnen das Schlafen niemals wehren. Wenn man ihnen erlaubt in beständiger Bewegung zu seyn; so lange sie wachen (und darinn suchen sie immer zu seyn) so ist es nicht nöthig, sie in einer Wiege herum zu schütteln, aber ein erzwungener Schlaf, da die von dem vielen Schreyen erschöpfte Natur sich endlich zur Ruhe senket, ist öfters zu fest und allzu anhaltend.

Da Kinder von Natur ihre Augen gegen das Licht richten, so sollten ihre Betten oder Wiegen am Fuße so beleuchtet werden, daß sie das Licht mit beyden Augen gerade und gleichmäßig sehen könnten. Steht das Licht auf der einen Seite, so wird dasjenige Aug, welches am öftesten darauf gerichtet ist, schärfer werden, als das andere. Eine solche Stellung des Lichts ist auch oft die Ursache des Schielens.

Das schlechte Gedeihen der Kinder ist vornehmlich der Ueberladung mit Essen und Trinken, der übertriebenen

Ein-

Einhüllung, und dem Mangel an Leibesbewegung und frischer Luft zuzuschreiben. Obgleich, wie wir schon oben angemerkt haben ein ganz junges Kind aus keiner andern Ursache, als wegen Schmerzen oder Krankheit, weinet, so besteht doch das allgemeine Mittel, das man sehr ungereimt gegen alles, was ihm zustößt, ergreifet, darinn, daß man ihm etwas zu essen, oder zu trinken giebt, oder daß man es einwieget.

Wenn man auf die Bedürfnisse und auf die Bewegung eines Kindes acht giebt, so wird man finden, daß es z. E. seinen Hunger oder Durst durch allerley Zeichen verräth, bevor es anfängt zu schreyen, denn die ersten Empfindungen von Hunger oder Durst sind nie mit Unlust oder Smerzen begleitet. Diese Zeichen werden aber selten bemerket, weil man Kinder selten Hunger empfinden läßt. Wenn man ihnen, nachdem sie entwöhnt worden, nicht öfter als dreymal des Tages zu festgesetzten Stunden zu essen gäbe, so würden die Zeichen des sich wieder bey ihnen einfindenden Hungers eben so verständlich seyn, als ob sie redeten, allein, da man sie stündlich

mit allerley Naschwerke vollpfropft, so können die Foderungen des natürlichen Appetits nie gehört werden. Ihre Nahrung sollte einfach und leicht verdaulich seyn, sie sollte von der Entwöhnung an, bis ins dritte Jahr lediglich in Milch, Brodmus, wohlgesäuertem Brod, und mittags in einer Suppe von Habergrütz oder Reisblumen bestehen. Alle Arten Gebackenes, Kuchen u. s. w. die aus ungesäuertem Weizenmehl, Eyer und Butter bestehen, liegen fürwahr schwerer im Magen als das Fleisch von manchen Thieren. Alles Getränke, das man durch die Gährung erhalten, und alle Arten von Gewürze taugen nicht für sie, weil sie den Verdauungskräften einen starken Reiz geben, den sie nicht nöthig haben, und sie, durch Erregung einer falschen Eßlust überladen. Ihr Getränke sollte lauteres Wasser seyn. Wie viel sie Speise zu sich nehmen sollen, dieß müßte von ihrem Appetit bestimmt werden, und da sie diejenige Quantität Nahrung, der sie eigentlich bedürfen, jederzeit mit großer Gierigkeit zu sich nehmen, so sollte man, sobald diese Gie-

rigkeit aufhört, ihnen die Speise entziehen.

Die Gewohnheit, die Kinder mit vielen Kleidern zu behängen, sie über dem Feuer sitzen zu lassen, sie in warmen Zimmern schlafen zu lassen, und sie vor jedem rauhen Lüftchen mit ängstlicher Sorgfalt zu bewahren, macht einen schlappen Körper, und eine feige Seele. Wenn Kinder, bey einer solchen weibischen Erziehung, mit vielem Fleische vollgestopft werden, Kraftbrühen und andere Dinge, die über ihre Verdauungskräfte hinausgehen, genießen: so werden sie siech und schwächlich.

Es ist ein großer Irrthum, wenn man meynt, ein neugebohrnes Kind könne nicht warm genug gehalten werden. Aus diesem unglücklichen Vorurtheil macht man ein gesundes Kind so zärtlich, daß es die frische Luft nicht vertragen kann, ohne einen Schnuppen davon zu tragen. Ein Kind kann nicht zu kühl und zu los in seinem Anzuge gehalten werden. Es bedarf in Proportion noch weniger Einhüllung als eine erwachsene Person, weil es von Natur wärmer ist, wie man am Thermometer

sehen kann. Dieses trifft bey allen Thieren ein. Es giebt unzählige Beyspiele von ausgesetzten und verlassenen Kindern, die verschiedene Tage lang in der strengsten Witterung, die den mehresten Erwachsenen tödtlich gewesen seyn würde, ausgehalten haben. Sie sollten weder Schuhe noch Strümpfe bekommen, wenigstens so lang sie noch nicht außer dem Hause herumlaufen können. Sie würden fester auf den Füssen stehen, eher gehen lernen und regelmässigere Glieder haben, wenn man sie nicht so sehr mit Banden von allerley Art beschwerte. Ueberdieß sind Strümpfe ein sehr unreinliches Kleidungsstück, worinn, wenn es nicht fast alle Stunden gewechselt wird, die Kinder beständig nasse und kalte Füsse haben.

Ein Kind besitzt so viel Ueberfluß von Munterkeit und geschäftigem Wesen, daß es nicht nur für sich selbst immer in Bewegung seyn, sondern auch alle Dinge, womit es umgeben ist, in Bewegung haben will. Diese strömende Aktivität ist ihm aus den weisesten Absichten verliehen, weil es in den ersten drey Jahren seines Lebens mehr zu thun,

und mehr zu lernen hat, als in dreyßig Jahren eines jeden künftigen Zeitraums. So wie das Kind an Alter zunimmt, verliert es stuffenweise diese Geschäftigkeit, und sammelt die Kräfte derselben mehr in sich selbst, denn die Natur verlangt nicht mehr Bewegung, als zu ihrer Erhaltung nöthig ist. Der lebhafte und rastlose Geist, und das angenehme Ungestümm, die in den Kinderjahren alles, was um uns herum war, zu beleben schienen, ziehen sich in den mittlern Jahren enger zusammen, und sinken endlich zu derjenigen Ruhe und Stille herab, in welcher sich die letzten Tage des menschlichen Lebens schließen.

Wir sollten für das aufgeweckte Wesen und für die unruhige Neubegierde der Kinder weit mehrere Nachsicht bezeigen, und ihnen so viel Bewegung, als ihnen beliebig ist, verstatten, denn diese Bewegung macht ihre Glieder stärker und hurtiger, und giebt ihrer ganzen Constitution Nachdruck und Kräfte. Man sollte ihnen erlauben, ja sogar sie ermuntern, sich, von ihrer ersten Kindheit an, mit allerley Gegenständen ein Gewerbe zu machen, und sich denselben

zu nähern, sobald sie Hände und Füsse bewegen können, denn lediglich durch das Gefühl erlangen wir richtige Begriffe von der Figur und Lage der Körper, und daher können wir uns nicht früh genug gewöhnen, mit diesem Sinne alle sichtbare Körper, die wir erreichen können, zu untersuchen. Alle diese Zwecke werden verfehlt, wenn man die Kinder so lange, bis sie allein gehen können, in den Armen der Amme eingesperrt hält. Ein solcher Zwang kann ihnen leicht eine schiefe Leibesgestalt zuwegebringen, wenn die Amme nicht ausnehmend sorgfältig ist, sie auf beyden Armen gleichmäßig zu tragen. Der Gebrauch der Gängelbänder, womit man den Kindern, wenn sie das Laufen lernen, zu Hilfe kommen will, sollte völlig abgeschafft werden. Der einzige Nutzen dieser Bänder ist, den Ammen eine Mühe zu ersparen, die, indem sie die Kinder damit herumschwenken, der Leibesgestalt derselben Schaden zufügen, und machen, daß sie desto langsamer und unsichrer gehen lernen. Kinder sind dem Fallen weit weniger unterworfen, wenn sie keine solche künstliche Hilfe haben,

wor-

worauf sie sich verlassen können, und man kann ihnen nicht frühzeitig genug bedeuten, daß sie in allen Sachen, die sie für sich selber zu thun im Stande sind, sich nicht den geringsten Beystand versprechen dürfen. Wenn Kinder nicht mehr unter den Händen der Amme sind, sondern sich beym Laufen selber helfen können, so fallen sie nicht leicht. Man glaubt insgemein, man müsse schwächliche Kinder, insonderheit wenn sie schiefe oder krumme Beine haben, mit dem Gehen verschonen. Allein die Erfahrung lehret, daß krumme Beine durch öfteres Gehen stark und gerade werden, wogegen sie sich immer mehr verschlimmern, wenn man sie nicht im Gange erhält.

Städte sind die Gräber des menschlichen Geschlechts. Erhielten sie nicht beständig einen Zuwachs von Menschen von dem Lande, sie würden in wenigen Generationen aussterben. Alle Umstände vereinigen sich, das Land als den bequemsten Ort für die Erziehung der Kinder zu empfehlen, die Reinigkeit der Luft, die Mannichfaltigkeit der ländlichen Ergötzungen, die ungekünstelte Le-

bensordnung, die Einfalt und Unschuld der Sitten, alles begünstiget daselbst die Erziehung. Kinder in Hospitälern und Waisenhäusern zusammen zu klumpen ist ihrer Gesundheit höchst schädlich, theils weil sie daselbst eingekerkert leben müssen, theils wegen der ungesunden Luft, die durch die Ausdünstungen einer Menge Menschen in einem Hause veranlaßt wird. Noch weit schädlicher aber ist es, die Kinder, so lange sie noch nicht ihren völligen Wachsthum und Stärke erreicht haben, zu solchen Beschäftigungen anzuhalten, wobey sie immer still sitzen müssen, eine faule Luft einathmen, und am freyen Gebrauche ihrer Gliedmaßen gehindert werden. Die gewöhnliche Wirkung dieses Einsperrens ist, entweder daß man ihnen das Leben verkürzt, oder daß man sie zu siechen und schwächlichen Leuten macht. Der unersättliche Gelddurst verhärtet nicht nur das Herz gegen jede Empfindung der Menschlichkeit, sondern schlägt auch die Leute mit Blindheit, sogar in Ansehung desjenigen Vortheils, dem sie so ängstlich nachjagen. Eben die Grundsätze einer vernünftigen Polizey, die ih-

nen anrathen, ihrer Pferde und andern Viehes zu schonen, bis solche zu ihrer völligen Größe und Kräften gelangt sind, sollten sie bewegen, gegen ihre Kinder eine gleiche Nachsicht zu beweisen, und sie nicht vor der Zeit anzustrengen.

Ob man gleich bey Kindern von einer kränklichen Leibesbeschaffenheit sehr genau auf eine regelmäßige Lebensordnung zu sehen hat, so darf man doch bey andern, die durch Arbeit gehärtet, und täglich den Abwechslungen von allerley Witterung ausgesetzet sind, so gar genau nicht darauf dringen. Man sollte kaum glauben, wie viel der menschliche Körper durch Uebung vertragen kann, wenn er stuffenweise zum Ungestümm des Wetters und der Elemente zu Hunger, Durst und Strapazen angewöhnt wird. So lange er noch im Wachsen begriffen ist, können wir ihm ohne Gefahr alles geben, was wir belieben: aber wenn er einmal seine volle Grösse und Consistenz erreicht hat, so ist jede schnelle Veränderung für ihn gefährlich. Allein die Verzärtlung und Ueppigkeit, die sich in die heutige Erziehung einmischt, zerstört die Grund-

lage

lage dieser angebohrnen Kraft und Biegsamkeit. Ungeachtet der mancherley abgeschmackten und unnatürlichen Gebräuche, die man unter barbarischen Nationen eingeführt findet, sind sie doch weit wenigern Krankheiten unterworfen, als wir; weil die Härte ihrer Constitutionen sie tüchtig macht, alles in übertriebenem Grade zu ertragen. Die Weiber, die am Isthmus von Amerika wohnen, werden gleich nach ihrer Entbindung, samt ihren Kindern in kaltes Wasser untergetaucht, und dieß schadet ihnen nicht im mindesten. Alle die Krankheiten, die ihren Ursprung in einer Erkältung oder plötzlich unterdrückten Ausdünstung haben, finden sich nur beym civilisirten Theil des menschlichen Geschlechts. Ein alter Römer oder ein Indianer, wird sich im Kriege oder auf der Jagd, wenn er noch so sehr am ganzen Leibe schwitzt, ohne Furcht und ohne Gefahr in den nächsten Fluß stürzen. Würden wir in der Erziehung auf gleiche Weise abgehärtet, wir würden eben dergleichen Proben aushalten können. Je mehr wir uns vor Erkältung und Schnuppen durch die mancherley Erfin-

dungen der heutigen Ueppigkeit in Acht zu nehmen suchen, destomehr sind wir denselben ausgesetzt. Wir können uns vor der Kälte nicht anders sichern, als daß wir uns in die Verfassung setzen, ihrem Einflusse überlegen zu seyn. Einen klaren Beweis hievon giebt die Munterkeit und Stärke derjenigen Kinder, die täglich an den Gebrauch des kalten Bades gewöhnt sind, und einen noch stärkern Beweis giebt die Jugend der Armuth, die im Frost, Sturm und Regen in lüftiger Kleidung ohne Schuh und Strümpfe herumläuft.

Es giebt kein Land, das von Natur für seine Einwohner zu kalt wäre. Unter kalten Himmelsstrichen hat ihnen die Natur die Leibesbewegung auch wohl harte Arbeit, zur Gewohnheit gemacht, nicht blos aus einer Nothwendigkeit wegen der Lage, sondern auch aus Wahl, indem ihre natürlichsten Ergötzungen in Kämpfen, Ringen und andern gewaltsamen Uebungen bestehen. Aber das sanfte und weibische Wesen unserer heutigen Sitten hat uns nicht nur unserer natürlichen Vertheidigung gegen jene in unserm Clima so gewöhnlichen Beschwer-

lich-

lichkeiten beraubt, sondern uns auch allen Unbequemlichkeiten eines wärmern Clima ausgesetzt, sonderlich der Schwachheit und kränklichen Empfindung des Nervensystems, welche den Grund zu unsern mehresten Krankheiten legt, und uns zugleich den Geist und gesetzten Muth benimmt, sie zu ertragen. Die meisten von denen Kindern, die unter zwey Jahren sterben, verlieren ihr Leben über den Zufällen des Zahnens. Dieß hält man für ein natürliches und unvermeidliches Uebel; da aber alle andere Thiere ihre Zähne ohne Gefahr bekommen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß es kein natürliches Uebel sey. Das Verfahren der Natur beym Zahnhecken weicht freylich von ihrer übrigen Wirkungsart im menschlichen Körper, da alles ohne Schmerzen, ja sogar ohne Empfindung vor sich geht, etwas ab. Allein, obgleich der Durchbruch der Zähne nicht ohne allen Schmerz erfolgt, auch wohl mit einem kleinen Fieber begleitet ist, so haben doch Kinder, die sonst frisch und gesund sind, keine üble Folgen davon zu befürchten. Andere Thiere erleichtern sich das Durchbrechen der Zähne,

in-

indem sie an solchen Körpern nagen, deren Eindruck ihr Zahnfleisch einigermaßen öffnen kann. Vermög eines ähnlichen mechanischen Triebs fangen die Kinder sehr früh an, alles was ihnen in die Hände fällt, nach dem Munde zuzuführen. Sobald man diese Anzeige der Natur beobachtet, sollte man ihr fleißig folgen, und dem Kinde etwas Unschuldiges in die Hände geben, woran es immer beißen könnte, und welches ihm einen kleinen Druck ins Zahnfleisch gäbe: z. B. Süßholz, oder Veichelwurzel, harter Zwieback, Wachslicht u. d. gl. Ein ganz harter Körper z. B. Korallen, dient nicht zu diesem Zwecke, und das Kind wird keinen Gebrauch davon machen, wenn sein Zahnfleisch im mindesten verwundet ist.

Wir müssen endlich noch bemerken, wie sehr nachtheilig es für Kinder ist, wenn man sie allzufrühzeitig zu gewissen festgesetzten Bestimmungen anstrengt. Der wichtigste Besitz, wozu man einem Kinde verhelfen sollte, ist eine gesunde und starke Leibesbeschaffenheit, ein munteres Gemüth und ein gutes Herz. Die meisten kränklichen Kinder sterben ent-

weder sehr bald weg, oder schleppen sich mit einem unglücklichen Leben, das ihnen selbst zur Last, und dem gemeinen Wesen zu keinem Nutzen gereicht Man muß sich zwar durch nichts abhalten lassen, einem Kinde allerley nützliche und seinem Alter anständige Kenntnisse beyzubringen, aber man muß zugleich darauf bedacht seyn, daß man ihre Leibes- und Seelenkräfte dadurch nicht schwäche, wenn man ihnen mehr zumuthet, als sie ertragen können. Die Natur bringt alle ihre Werke stuffenweise zur Vollkommenheit. Der Mensch, ihr letztes und vollkommenstes Werk, erreicht die seinige sehr langsam. Im ersten Zeitlauf des Lebens scheint sie mehr für den Wachsthum und die Stärke des Körpers zu sorgen, die Seelenkräfte entwickeln sie nach und nach, die Einbildungskraft macht den Anfang, und erst wenn wir uns dem männlichen Alter nähern, sind wir zu abstrakten Begriffen und Vernunftschlüssen geschickt, lang nach dieser Periode kann man sich erst einen richtigen Geschmack erwerben, weil dazu ein Zusammenfluß der Empfindungs- Verstands- und Einbildungskräf-

te erfodert wird. Sollten wir nicht diesen Plan der Natur bey unserer Kinderzucht befolgen? Man kann es durch Kunst dahin bringen, den Charakter und Sitten eines Menschen bis in sein fünfzehntes Jahr völlig auszubilden; aber er wird ein kleines Männchen bleiben, seine Seelenkräfte werden im Stillstand seyn, er wird es in keiner Sache viel weiter bringen. Nach einer andern Erziehung, wird er nicht vor dem fünf und zwanzigsten Jahre zu seiner völligen Reife kommen, aber dann wird er ein ganz anderer Mann seyn, kühn, munter, voll Feuer und Leben, und seine Leibes- und Seelenkräfte werden einer Verbesserung und Erhöhung fähig seyn. Wahrlich die Erziehung der Kinder ist eine überaus wichtige Sache, allein, sie eröffnet ein Feld, das für unsern Raum viel zu weitläuftig ist. Wir wollen nur noch anmerken, daß das menschliche Leben, wenn es gegen sein Ende nähert, eine ganz sonderbare Scene in der Natur darstellet. Die almählige Abnahme der menschlichen und großmüthigen Gefühle des Herzens, wie auch der höhern Einbildungs- und Verstandskräfte,

bis sie endlich ganz verlöschen, und wir in einen hülflosern und elendern Zustand, als der Thiere ihrer ist, herabsinken, dieses sage ich, ist wahrlich die demüthigendste Betrachtung für den Stolz des Menschen. Es ist jedoch der stärkste Grund vorhanden, der uns glauben läßt, dieser traurige Ausgang sey uns nicht von der Natur bestimmt, sondern ganz fremden und zufälligen Ursachen zuzuschreiben. Es ist höchst wahrscheinlich, daß, wenn wir ein der Natur gemäßes Leben führten, wir bis zu allerletzt den völligen Gebrauch aller unserer Sinnen, wenigstens den völligen Besitz jener höhern Seelenkräfte behalten würden, die, wie wir hoffen, uns zu einem künftigen vollkommenern Zustande der Existenz begleiten werden. Wir haben keine Ursache zu zweifeln, daß es in der Macht der Kunst stehe das Leben noch über den Zeitpunkt, den ihm die Natur angewiesen hat, hinaus zu verlängern. Diese Untersuchung ist wichtig, aber doch nur eine Kleinigkeit, wenn man sie mit derjenigen vergleicht, die uns auf die Mittel führet, uns des Lebens zu erfreuen, so lang wir es besitzen.

*
* *

Die Vorzüge, welche das menschliche Geschlecht vor den übrigen Thieren voraus hat, werden hauptsächlich aus der Vernunft, und aus dem gesellschaftlichen Triebe geleitet. Wir wollen nunmehr untersuchen, wie viel diese Stücke beytragen, unser Leben glücklicher und angenehmer zu machen.

Die Vernunft an sich selbst kann, eben so wenig als der Reichthum, für ein unmittelbares Gut des menschlichen Geschlechts angesehen werden. Nur alsdann kann man dieses mit Recht von ihr sagen, wenn der Mensch sie zur Erhöhung seiner Glückseeligkeit gehörig anwendet. Die Natur hat uns mit mancherley innerlichen Sinnen und Anlagen zu geschmacksvollen Empfindungen begabt, wovon die übrigen Thiere nichts wissen. Alle diese Sachen, wenn sie gehörig cultivirt werden, geben zu tausenderley Vergnügungen Anlaß: aber ohne Cultur bleiben sie so so schaal und abgeschmackt, daß sie dem Gemüthe nicht die geringste angenehme Veränderung gewähren. Diese Cultur ist das vor-

nehmste Amt der Vernunft, denn dieser allein kömmt es zu, unsern Geschmack und Ergetzungen zu zergliedern, jede derselben nach ihren verschiedenen Graden der Vortreflichkeit zu ordnen, und hiernächst jeder diejenige Stufe der Ausbildung und Stärke, welche sie nach ihrem Range verdient, nie aber eine höhere, anzuweisen. Allein, wenn die Vernunft, anstatt die mancherley Gaben der Vorsehung nach ihrem wahren Werth zu schätzen, nachläßig in ihrem Amte ist, oder ihre ganze Aufmerksamkeit nnr auf eine dieser Gaben richtet, und die übrigen nicht achtet, und wenn man diesemnach nur eine geringschätzige Glückseeligkeit in diesem Leben genießt; so kann man in dergleichen Falle die Vernunft eigentlich kein Gut nennen. Laßt uns also die Wirkungen derselben bey solchen Personen untersuchen, die sie in dem erhabensten Grade besitzen. Die natürlichen Vortheile des Genies, und eines höhern Verstandes, leuchten jederman in die Augen. Jemand, der von der würklichen Verfassung der menschlichen Dinge keine Kenntniß hat, wird keinesweges zweifeln, daß, wer Genie und

einen großen Verstand besitzt, zu den wichtigsten und angesehensten Bestimmungen unter den Menschen gelangen mußte, und er wird sich gar nicht vorstellen können, daß man solche Leute nicht zu Häuptern und Vorstehern aller nützlichen Künste und Professionen machen werde. Sagt man ihm, dieses geschehe nicht so wird er schliessen, es müsse die Thorheit oder die Bosheit der Menschen, oder irgend ein unglücklicher Zusammenfluß von ungefähren Zufällen Schuld daran seyn, daß solche Leut nicht zu demjenigen Rang in diesem Leben gelangen, zu welchem sie von der Natur ausersehen wären. Aber es ist in der That keine von diesen Ursachen Schuld daran.

Man findet nicht, daß ein höherer Grad von Vernunft und Verstand einen Menschen zu einem nützlichern Mitglied der menschlichen Gesellschaft mache, noch auch, daß er dadurch in sich selbst glücklicher werde. Diese Talente werden gemeiniglich dergestalt zerstreuet, daß sie weder dem gemeinen Wesen, noch ihrem Besitzer sonderlich nützen, diese Verschleuderung des Genies, und der verkehrte Gebrauch desselben eröfnet uns

eine Aussicht, wobey wir erstaunen und traurig seyn müssen. Man betrachte nur eine weitläuftige Bibliothek, die aus vielen tausend Büchern besteht, wie viele derselben werden wohl jedermanns Aufmerksamkeit an sich ziehen? diejenigen, welche das Herz und die Einbildungskraft rühren, diejenigen, welche das Leben und die Sitten der Menschen mit den rechten Farben und in interessirenden Situationen schildern, ferner die kleine Anzahl derjenigen Bücher welche uns richtige Beschreibungen von der Natur in jeder ihrer Gestalten liefern, oder die von nützlichen und schönen Künsten handeln, dieß sind die Bücher, die man liest und die man bewundert. Aber die weit zahlreichern Bände, die sich nur mit den höhern Verstandskräften, mit tiefsinnigen Systemen und Untersuchungen philosophischer und theologischer Materien beschäftigen, stehen verachtet und verlassen da, und werden nur als Denkmähler des Stolzes und Unvermögen des menschlichen Verstandes beybehalten. Gleichwohl entdeckt man bey manchen Erfindern solcher Systeme die gröste Scharfsinnigkeit und ein durchdringendes Genie, daß, wenn sie nur die Hälfte

dessel-

desselben auf nützliche Künste, oder auch auf die schönen Wissenschaften verwendet hätten, ihr Name dadurch unsterblich werden würde. Allein, es ist von jeher das Mißgeschick des philosophischen Genies gewesen, nach Gegenständen zu greiffen, welche die Vorsehung über ihren Horrizont hinausgerücket, die allgemeinen Urstoffe ergründen zu wollen, und Systeme zu bauen, ohne vorher mit einer zureichenden Sammlung von Erfahrungen versehen zu seyn, die der einzige Grund der Lehrgebäude sind, und ohne diese Erfahrungen gehörig geordnet zu haben. Ungeachtet Lord Bacon dieses sehr deutlich und vortreflich ins Licht gesetzt hat, so hat doch noch niemand unter uns einen Versuch gemacht, irgend einen Zweig von brauchbarer Philosophie nach diesem Plane zu behandeln wenn wir die Herren Newton, Boyle und wenig andere ausnehmen. Das Genie verträgt von Natur keine Einschränkung, es ist kühn und ungestimm in Ansehung dessen, worauf es einmal verfallen ist, es findet daher sein Vergnügen daran, mit Materialen zu bauen, die in der Seele selbst enthalten sind, oder die sich die

Einbildungskraft nach Belieben schaffen kann. Allein, alle die Materialien, die auf die Erweiterung irgend einer nützlichen Kunst oder Wissenschaft abzielen, müssen alle von aussen her zusammen gebracht werden, und hierzu gehört eine langsame und geduldige Bemerkung, die sich mit der Lebhaftigkeit des Genies nicht wohl verträgt, und überdieß eine größere Activität des Körpers erfordert, als man gewöhnlicherweise bey Philosophen antrifft.

Unter den ganz reinen Producten des menschlichen Verstandes, kann man fast keine angeben, die noch in einiger Achtung stünden, außer die höhere Mathematik Diese wird immer in ihrem Werthe bleiben, auch ohne Absicht auf ihre Anwendung zu nützlichen Künsten. Die Uibung im Erfinden, wozu sie Anlaß giebt, und die angenehme Veränderung, worinn sie den Geist versetzt, wenn sie ihm unerwartete Verhältnisse von Figuren und Größen darstellt, sind schon an sich selbst natürliche Quellen des Vergnügens. Dieß ist die einzige Wissenschaft, deren Grundsätze der Philosoph in seiner eigenen Seele trägt;

untrügliche Grundsätze, auf die er sich verlassen kann.

Obgleich Leuten von Genie die Fesseln der Methode und der Lehrgebäude unerträglich sind, so sind doch eben sie die einzigen geschickten Leute um Methoden und Systeme zu entwerfen. Dasjenige Genie, welches das philosophische Nachdenken leitet und regieret, ist von demjenigen Genie unterschieden, welches zur Ausübung aufgelegt ist; wo jenes ist, findet dieses gemeiniglich nicht Statt. Ein merkwürdiges Beyspiel hievon war Lord Bacon. Er brachte die systematische Methode der Scholastiker, die auf metaphysische Spitzfindigkeiten, und oft nur auf einen Wörterkram erbauet war, zur verdienten Verachtung herunter, und brachte eine zur Ergründung der Wahrheit dienliche Methode, die er aus der Natur geschöpft hatte, auf die Bahn: gleichwohl ist er selbst, wenn es auf die Ausübung ankam, von dieser Methode eben sowohl abgewichen, als die Weltweisen nach seiner Zeit.

Aus oben angeführten Ursachen wird man finden, daß Künste, die im ge-

meinen Leben nützlich sind, sehr selten ihre Verbesserung den Philosophen zu danken haben: sondern man muß vielmehr den zufälligen Entdeckungen und einer glücklichen natürlichen Sagacität einiger Professionisten deswegen verbunden seyn, welche die Philosophie nicht kannten, noch von ihr verführt werden konnten. Dieses ist insonderheit das Schicksal der Arzneykunst gewesen, der nützlichsten von allen Künsten: wenn unter diesem Namen die Kunst verstanden wird, die Gesundheit zu erhalten, und die verlohrne wieder herzustellen, so wird jeder verständige und aufrichtige Arzt, der nach der gemeinen Art zu dieser Kunst angehalten worden ist, gestehen müssen, er habe seine beste Zeit größtentheils auf die Nebenzweige seiner Wissenschaft verwandt, die ihm, nach genauer Untersuchung, zu seinem Hauptzweck wenig oder nichts helfen; oder er habe seine Zeit mit Lesung unnützer Theorien und mit weitläufigen Erklärungen und Commentarien über dieselben zugebracht, und er wird offenherzig bekennen, daß fast alles Brauchbare, daß er in so vielen Jahren durch das emsigste

Studieren aus den Büchern gelernt hat, einem jeden Menschen, der gesunde Vernunft und Aufmerksamkeit besitzt, in eben soviel Monaten könnte beygebracht werden, und daß eine Erfahrung von wenigen Jahren eben soviel werth sey, als sein ganzer Büchervorrath. In der That hat der ungelehrte Enthusiast Paracelsus, sich um die Arzneykuust weit mehr verdient gemacht, als alle Aerzte, die seit den Tagen des Hippocrates geschrieben haben, wenn wir den Doctor Sydenham ausnehmen, der seinen Ruhm ganz und gar einer großen natürlichen Sagacität, Bemerkungen zu machen, und einer noch ungewöhnlichern Aufrichtigkeit, diese Bemerkungen zu erzählen, zu verdanken hatte. Das bischen medicinische Philosophie, das er hatte, und das so gut war, als man es von seinen Zeiten verlangen kann, diente ihm zu nichts, als sein Genie zu verweben, und seine Schriften verwickelter und schwerfälliger zu machen.

Was aber am allerklärsten zeiget, in was für einer kläglichen Entfernung sich gemeiniglich die Philosophen von solchen Untersuchungen, die von allge-

mei-

meinem Nutzen für das menschliche Geschlecht sind, zurückgehalten haben, dieß ist die Wissenschaft der Landwirthschaft, die noch in ihrer Kindheit ist. Ein Mathematicus oder Philosoph, wenn er so glücklich ist, ein Landgut zu besitzen, versteht weit weniger als sein Knecht, wie Wagen und Pflug zusammengesetzt sind, und auf welche Art und Weise sein Land mit dem gröſten Vortheil gebaut werden könne.

Wir können jedoch nicht umhin, mit besonderm Vergnügen zu bemerken, daß in unsern Tagen eine gewisse philosophische Denkungsart sich immer mehr verbreitet, und schon angefangen hat, die Weltweisheit zum Nutzen im gemeinen Leben anzuwenden. Seitdem allerley gute Kenntnisse allgemeiner geworden sind, hat sich der Geist einer freyen Untersuchung, der sich vormals nur mit theologischen oder politischen Dingen beschäftigte, glücklicher Weise auch in andere Wissenschaften eingedrungen. In Sachen, wo es auf Meinungen ankömmt, achtet man itzt nicht so sehr auf das Ansehen des Alterthums und auf die Namen großer Männer. Man fängt

an, solcher Theorien müde zu werden, die uns auf fruchtlose Folgen führen, und ihren Grund nur in der Einbildung sinnreicher Leute haben. Die Last von gelehrtem Schutte, worunter die Wissenschaft so lange verborgen war, und der nicht selten zu den kleinsten und verächtlichsten Absichten diente, beginnt weggehoben zu werden, und das menschliche Geschlecht scheint itzt mit einer allgemeinen Neigung beseelet zu seyn, jene unwürdige Charlatanskünste, die der wahren Gelehrsamkeit, und den ehrlichen Leuten, die ihr nachgestrebt, so sehr oft nachtheilig gewesen sind, mit der verdienten Verachtung zu belegen. Die wahre und einzige Methode, Wissenschaften zu befördern, ist, sie mit Klarheit und genauer Richtigkeit vorzutragen, und in einer Sprache, wobey man so sparsam mit Kunstwörtern ist, als es die Natur der Sache zuläßt. Dieses ist um so nothwendiger, weil spekulative Leute, die die Gabe haben, den Unterschied der Dinge zu ordnen, und nützliche Untersuchungen zu entwerfen, gemeiniglich, aus Ursachen, die wir oben angeführt haben, in der Aus-

übung nicht die stärksten sind. Es sollten also die Anfangsgründe einer jeden Wissenschaft mit aller möglichen Deutlichkeit erklärt werden, damit jederman sie besser verstehe, und desto leichter zu nützlichen Künsten anwenden könnte. Was dieses für eine gute Wirkung thue, das sehen wir nnter andern augenscheinlich an der Chemie. Diese Wissenschaft lag viele Jahrhunderte hindurch in der tiefsten Dunkelheit verhüllet, unter einer Sprache, die nur etliche wenige Adepten verstunden, und mehrentheils in der wunderbaren Gesellschaft der ausgelassensten theologischen Schwärmerey. **Boerhaave** war der große Mann, der sie aus ihrer Dunkelheit erlöste, und sie in einer für jedermann verständlichen Sprache vortrug. Seit dieser Zeit hat die Chemie geschwinde Progressen gemacht. Insonderheit aber hat man es den Bemühungen der französischen Philosophen zu danken, daß diese Wissenschaft, so wie überhaupt jeder Zweig der Naturkunde, auf die nützlichen und schönen Künste angewandt worden ist, und sie haben noch überdieß das besondere Verdienst, daß sie ihre Kenntnisse

anf

auf die leichteste und angenehmste Weise mitgetheilt haben. Der Herr von **Buffon** hat uns nicht nur die beste Naturhistorie geliefert, sondern er hat auch durch die Schönheit seiner Aufsätze und durch die Zierlichkeit seiner Schreibart diejenigen Sachen, die uns, wenn andere sie bearbeitet hätten, überaus trocken vorkämen, für jedermann angenehm und interessant zu machen gewußt.

Eben derselbe löbliche und männliche Untersuchungsgeist, der sich bey andern Zweigen der menschlichen Kenntnisse gezeigt hat, beginnt nun auch in der Arzneywissenschaft Eingang zu finden. Man wendet jetzt mehr Aufmerksamkeit auf Experimente und Beobachtungen, das Unzureichende jeder eiteln Theorie wird geschwinder aufgedeckt, und die Professionspedanterey wird überall, so wie sie es verdient, lächerlich. Hier kann ich mich nicht enthalten, zur Ehre unseres eigenen Landes anzuführen, daß noch neulich die Apothekerkunst aus einem Zustand befreyt worden ist, der für die ganze medicinische Wissenschaft eine Schande, und für die gesunde Vernunft ein Aergerniß war, man hat sie in ein

vernünftiges kurzes und ziemlich nettes System gebracht. Selbst die Wissenschaft des Ackerbaues, der unter allen Beschäftigungen die natürlichste, die nützlichste und zugleich eine der edelsten ist, weil man dabey am wenigsten von andern abhängt, diese Wissenschaft, worauf schon vor vielen Jahren manche angesehene Leute ihre Aufmerksamkeit gerichtet hatten, womit sich die grösten Philosophen zu ihrem Ruhm beschäftigen dürfen. Herr **du Hamel**, dieser Hales Frankreichs, hat in diesem Stück ein nachahmungswürdiges Beyspiel gegeben, so wie er überhaupt zur Verbreitung aller gemeinnützigen Kenntnisse überaus beförderlich ist.

Nichts trägt mehr bey, die Welt der Früchte großer Talente zu berauben, als die Sucht nach der Allwisserey, womit die Besitzer großer Naturgaben gemeiniglich behaftet sind. Vermittelst dieser Sucht zerflattert die Flamme des Genies in der endlosen Arbeit, allerley Mengsel von unnützen Sachen zusammen zu häufen, da unterdessen eben dieses Genie, wenn es seine Kräfte auf einen einzigen Gegenstand concentrirt hätte,

für

für die allernützlichsten Künste ein ganz neues Licht würde angesteckt haben. Nichts ist wirksamer, dieser Zerstreuung des Genies zu wehren, als eine mit der wahren Ehrliebe bestehende Ruhmbegierde, welche einen Menschen anspornt, sich der Welt als Schriftsteller zu zeigen. Diese Absicht hält ihn am besten in den Schranken, bewahret ihn vor großen Ausschweifungen, und richtet die Kraft seines Genies auf einen einzigen Punkt hin. Dieses sichert ihn auch vor dem gewöhnlichen Mißbrauch und Verschleuderung seiner Naturgaben, da man den grösten Theil seiner Zeit auf das Lesen verwendet, welches, wenn man seine einzige Beschäftigung daraus macht, im Grund eine Wirkung der Faulheit ist; denn der Geist verhält sich mehrentheils nur leidend dabey und wird mit soviel Wissen überladen, daß er es nimmermehr verdauen kann; hiernächst wird das Gedächtniß mit einer Last von albernem und ungereimten Zeug beschwert, da unterdessen die Kräfte des Genies und der Erfindung, aus Mangel der Uebung ermatten.

Nachdem wir also angemerket haben, daß es ein schlechter Schluß sey, aus dem großen Verstande eines Menschen seine Brauchbarkeit für das gemeine Wesen zu schließen, so lasset uns nunmehr betrachten, was die Wirkungen eines großen Verstandes in Absicht auf die Beförderung der Glückseeligkeit seines Besitzers seyn mögen. Es ist offenbar genug, daß diejenigen, die ihre meiste Zeit den Uebungen des Verstandes widmen, bey weitem nicht die glücklichsten Leute sind, zwar genießen sie in der That das Vergnügen, das aus der Aufsuchung und Entdeckung der Wahrheit entspringt. Vielleicht macht auch die Eitelkeit, die aus dem Bewußtseyn höherer Talente entsteht, keinen unbeträchtlichen Theil ihrer Glückseeligkeit aus. Hingegen giebt es auch sehr viele natürliche Quellen des Vergnügens, von denen sie fast völlig ausgeschlossen sind. Alle gesellschaftliche Neigungen und aller natürlicher Geschmack, werden, wenn man sie nicht gehörig übet, schaal; Leute, die ihre meiste Zeit auf die Ausbesserung ihrer Verstandskräfte wenden, leben gemeiniglich in der Einsamkeit und

von der Welt abgesondert. Die gesellschaftlichen Neigungen, diese grosse Quellen der Glückseeligkeit, sind bey ihnen ohne Trieb, stehen gleichsam still, und verlieren folglich ihre natürliche Wärme und Lebhaftigkeit. Die eigenthümlichen Neigungen hingegen, die sich auf ihre Selbstliebe gründen, sind keinesweges in gleiche Maaße, wie die vorigen, eingeschränkt. Neid und Eifersucht, die quälendste unter allen Leidenschaften, beherrschen diese Art Leute nicht selten überaus merklich.

Wenn die Absonderung von aller Gesellschaft sehr weit getrieben wird, so verursachet sie eine grobe Unwissenheit in der Lebensart und in den Sitten, und beraubt nothwendig einen Menschen aller der kleinen Annehmlichkeiten und Wohlstandsbeobachtungen, die nnter artigen Gesellschaften als etwas wesentliches betrachtet werden, und die man auf keine Weise erlangen kann, als durch den Umgang mit der Welt. Der Mangel dieser Eigenschaften ist öfters eine unüberwindliche Hinderniß, die sich der Beförderung verdienstvoller Personen in Weg legt, und wird daher

eben so oft die Quelle des Unwillens, denn sie gegen die Welt und folglich auch gegen sich selbst fassen, denn kein Mensch kann in sich selbst glücklich seyn, wenn er alle andere Menschen für Bösewichter hält.

Die allgemeine Klage, daß Verdienste nicht genug geachtet werden, scheint nicht allzuwohl gegründet zu seyn. Jeder Mensch, der sich von der Gesellschaft absondert, handelt unvernünftig, sobald er sich beklagt, daß man seine Verdienste nicht achte, wenn er selbige noch nicht kund gemacht hat. Die natürliche Belohnuug eines bloßen Genies ist die Achtung derer, die dasselbe kennen, und davon zu urtheilen wissen, und diese Belohnung wird ihm niemal entzogen. Eben so unvernünftig ist es, wenn man sich über die wenige Achtung beschwert, welche insgemein den guten Eigenschaften des Herzens widerfährt; denn hier sollte man bedenken, daß die Welt nicht in das Herz sehen, und folglich von der Güte desselben nur durch sichtbare Beweise urtheilen kann.

Gute Neigungen des Herzens drücken sich auf eine natürliche und ihnen eigenthümliche

liche Art aus, und in dieser Art besteht vornemlich die wahre Höflichkeit. Dieser natürliche Ausdruck eines guten Herzens kann durch Uebung und Kunst nachgemacht werden, und alsdann wird freylich der Heuchler die Belohnung erhalten, die der ächten Tugend gebührt. Allein wenn jemand diese natürliche äußerliche Anzeige böser Gemüthsneigungen an sich trägt, so kann es ja der Welt nicht verarget werden, daß sie nach diesem Anschein ihr Urtheil fällt.

Noch ein anderes Uebel, welches man bey Leuten von großen Geistesgaben zu finden pflegt, vornemlich wenn sie dieselben mehr auf Speculationen, als auf ein thätiges Leben verwenden, ist ihr schlechter Gesundheitszustand. Man hat angemerkt, daß eine große Fertigkeit und Lebhaftigkeit des Genies gemeiniglich mit einer schwächlichen Leibesconstitution und mit einer sonderbaren Empfindlichkeit des ganzen Nervengebäudes begleitet ist, und daß solche Leute gar selten ein hohes Alter erreichen. Eine Lebensart, wobey man immer stille sitzt und studirt, vermehrt diese natürliche Schwachheit des Körpers ungemein und bringt die häufi-

gen Nervenbeschwerden, Schwindel und Ohnmachten zuwegen, welche das Leben dem Besitzer zur Last und für das Publikum unnütz machen. Nichts kann diesen Uebeln wirksam vorbeugen, als ein geschäftiges Leben, fleißige Leibesübung, und öftere Erholungen des Geistes von den abstracten Untersuchungen, worein er gewöhnlich vertieft ist. Eine allzu strenge und lang anhaltende Application des Geistes auf einen besondern Gegenstand, verderbt nicht nur die Gesundheit, sondern schwächet auch das Genie selbst; hingegen wenn der Geist durch anständige Ergezungen dann und wann zerstreuet wird, so kehret er hernach mit doppelter Lust und Stärke zu seinem Lieblingsgegenstand zurück.

Aber eines der vornehmsten Uebel, denen ein großer Verstand ausgesetzt ist, wenn er mehr in einer speculativen als activen Sphäre schwebt, ist der Hang, das Gemüth zu einem allzutiefen Gefühl seiner eigenen Schwäche und eingeschränkten Fähigkeiten zu verleiten. Er schaut mit einem allzu scharfen Auge in die Natur, entdecket allenthalben Schwierigkeiten, wo einem gemeinen Verstan-

stande gar keine aufstossen, und findet seine Progressen durch Hinderniße gehemmt, die ihm unüberwindlich scheinen. Dieses bringt natürlicherweise einen düstern und hoffnungslosen Skepticismus hervor, der die Munterkeit des Temperaments niederschlägt und vergiftet, und, bey der verzweiflungsvollen Aussicht, es niemals in der wahren Erkenntniß höher zu bringen, die Wissenschaft verekelt, und alle Activität ersticket. Wenn sich einmal der Geist des Skepticismus in das Leben einschleicht, so macht er die besten Köpfe untüchtig zu Geschäften, denn wenn solche Leute mit der größten Genauigkeit allen möglichen Folgen einer Sache, die sie unternehmen sollen, nachgrübeln, so entdecken sie auf jedem Wege, den sie einzuschlagen gedenken, so viele Schwierigkeiten, daß sie in Entschlüßen zauderu und wanken, und in ihrem ganzen Betragen eine Unentschlossenheit äussern. Da es aber bey den Geschäften dieses Lebens hauptsächlich auf die Muthmassungskunst ankömmt, uud man sich unmöglich gegen alle mögliche Zufälle verwahren kann, so muß ein Mann, der dem gemeinen Wesen

und sich selbst nützlich seyn will, in seinen Entschlüssen entscheidend, und in Vollziehung derselben standhaft und muthig seyn. Endlich müßen wir unter die Unbequemlichkeiten, denen Leute von ausnehmenden Verstandsgaben unterworfen sind, noch diese rechnen, daß sie, selbst mitten in der Gesellschaft, einsam und allein sind; verdammt, wie **Pope** sagt, die Sklaven ihres Geschäftes oder ihrer Kunst zu seyn, ohne Beystand und ohne Richter. Für die wenigen Personen, die man zu Richtern über ihre Geschicklichkeiten gesetzt hat, sind sie ein Gegenstand der Eifersucht und des Neides. Der übrige Hauffe des menschlichen Geschlechts bleibt von ferne stehen und betrachtet sie mit derjenigen Ehrfurcht, die nicht mit einem freundschaftlichen Vertrauen bestehen kann; denn nie werden wir unser ganzes Herz vor demjenigen enthalten, vor dem wir uns fürchten, noch unsere Schwachheit demjenigen offenbahren, bey dem wir gar keine Schwachheit vermuthen. Aus dieser Ursache finden wir, daß Leute von Genie ihre wahre Zuneigung und ihre gröste Freundschaft gemeiniglich

sol-

solchen Personen zuwenden, die in Absicht auf den Verstand weit unter ihnen Leuten von gutem Gemüth, aber seichter Einsicht, die nicht alles so genau nehmen und bey denen sie ihrer eigenen Manier zu leben und ihren Schwachheiten ohne Zurückhaltung nachhängen können. Wenn demnach Leute von großen Fähigkeiten die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens und der Privatfreundschaft höher schäzen, als die Eitelkeit bewundert zu werden, so müssen sie ihre Superiorität sorgfältig verbergen, sich selbst herablassen und sich denen gleichstellen, mit denen sie umgehen. Es muß aber diese Herablassung nicht affectirt herauskommen, sonst ist sie für den menschlichen Stolz weit kränkender, als wenn man seine Ueberlegenheit offenbar gezeigt hätte.

Bisher haben wir uns bemühet, die Wirkungen ausfindig zu machen, welche die Fähigkeit, die wir **Vernunft** nennen, dieses so gerühmte Unterscheidungszeichen und Privilegium des menschlichen Geschlechts, bey denen hervorbringt, die sie im erhabensten Grade besitzen und wenn wir den sehr geringen Einschluß

be-

betrachten, den diese höhere Vernunft in Absicht auf die Beförderung der allgemeinen oder der Privatglückseligkeit zu haben scheinet, so möchten wir beynahe auf die Gedanken gerathen, die Vorsehung zernichte vorsetzlich jene große Früchte, die wir natürlicher weise von solchen Leuten erwarten, damit eine gewisse Balance und Gleichheit unter dem menschlichen Geschlecht erhalten werde. So viel ist gewiß, daß Tugend, Genie, Reichthum, Macht und jeder natürliche Vorzug, womit jemand begabt seyn kann, fast allemal mit einem gewissen Zusatz vermischt sind, der die thörichte Hoffnung, daß diese Gaben ihren Besitzer zu einem ungewöhnlichen Grad der Glückseligkeit erheben werden, vereitelt, und ihn gewissermaßen zu der gemeinen Gattung der Menschen herunter setzt.

Der zweyte unterscheidende Vorzug des menschlichen Geschlechts, den wir im Anhang dieses Abschnits berührt haben, ist derjenige, welcher die Menschen durch Gesellschaften zusammen verbindet und sie durch Sympathie und Liebe einander zugethan macht. Dieses Principium ist die Quelle des innigsten Vergnü-

gnügens, das wir jemals schmeken können.

Es scheint aber nicht, daß dasselbe einen natürlichen Zusammenhang mit dem Verstand habe. Es ist vorhin bemerkt worden, daß Personen, die einen hohen Grad von Verstand besitzen, weit weniger Neigung zum gesellschaftlichen Leben besitzen, als andere Menschen: es ist aber auch zugleich gesagt worden, dieses rühre nicht so wohl davon her, als ob ihre Herzen von Natur unempfindlicher wären, sondern weil der gesellschaftliche Trieb, aus Mangel der Uebung, bey ihnen gleichsam eingeschlafen ist. Bey müßigen und zerstreuten Personen regt sich dieser Trieb weit stärker, und Leute von diesem Charakter wissen sich auch diesen Trieb viel besser zu ihrem Vergnügen zu Nutze zu machen; nicht nur ihre Ergetzungen, sondern auch ihre Laster, haben öfters ihren einzigen Grund in dieser Liebe zur Gesellschaft, daher ist der gesellschaftliche Trieb bey ihnen lebhaft und hitzig. Sogar das Trinken, wenn es nicht bis zur Ausschweifung getrieben wird, begünstiget diesen Trieb, besonders in unsern nordlichen Ländern, wo

die

die Affecten von Natur etwas kälter sind; denn das Trinken geistreicher Säfte bringt in dem Blut eine künstliche Wärme hervor; eröffnet und erweitert das Herz und vertreibt die Zurückhaltung, welche weisen Leuten vielleicht natürlich ist, sich aber doch mit denjenigen Verbindungen, die durch Sympathie und Liebe gestiftet werden, nicht verträgt.

Jene feurige erhabene Schilderungen der Freundschaft, die unsern jungen Leuten so bezaubernd klingen, und wo die Freundschaft als der höchste Gipfel der menschlichen Glückseligkeit beschrieben wird, sind bey uns in der That Romanenmäßig. Wenn wir das menschliche Leben rund umschauen, so treffen wir nirgend etwas an, das mit jenen erhabenen Vorstellungen übereinstimmt, ausgenommen etwa bey etlichen wenigen Glücklichen, die sich von dem Gewühle der Welt, und von allen den Händeln, in welche der Reiz und die Ehrsucht die übrigen Menschen einflicht, entfernt halten. Jenes feurige Gefühl der Freundschaft ist ein Originalprodukt wärmerer und glücklicherer Himmelsgegenden, deren Bewohnern dasselbe natürlich ist, da

wir hingegen uns selbiges nur aus Eitelkeit und Affektation anmaßen. Eben diese Bemerkung wird sich auf die noch zärtlichere und stärkere Zuneigung der beyderley Geschlechter gegen einander anwenden lassen. Viele unsers Geschlechts, welche, weil ihr bischen erlerntes Wissen sie aufbläht, aus dem Tone einer höhern Weisheit sprechen wollen, geben diese Zuneigung für etwas Lächerliches aus, und für eine Schwachheit, die weit unter der Würde eines Mannes sey; höchstens geben sie nur denjenigen Trieb zu, den wir mit den Thieren gemein haben. Sie gestehen, daß das schöne Geschlecht uns nützlich sey, aber sehr wenige wollen sich so weit herab lassen, einige darunter als vernünftige und angenehme Gesellinnen zu betrachten. Hier möchte man aber wohl fragen, ob dieses die Frage eines Herzens sey, das für die allerausgesuchteste und höchste Lust, deren die menschliche Natur genießen kann, unempfindlich ist, oder ob es nicht vielmehr die Sprache eines in Verlegenheit gesetzten Stolzes, als die Sprache der Weisheit und der Natur sey? Nie wird ein Mann, der bey dem schönen Ge-

schlechte wohl gelitten gewesen ist, dasselbe verschmähen, und nie wird derjenige verächtlich von der Liebe sprechen, der sichs bewußt ist, daß er jemals ein verdienstvolles Frauenzimmer geliebt hat, und von ihr geliebt worden ist. Die Zuneigung beyder Geschlechter gegen einander ist ein natürlicher Trieb, welcher an allen Orten und Enden der Welt einen beträchtlichen Grad der Glückseligkeit des menschlichen Lebens ausmacht. Da in den Morgenländern die Macht der Schönheit überaus weit gehet, so hält man daselbst für die Frauenzimmer keine andere Ausbildung nöthig, als diejenige, wodurch sie ihre Person angenehmer machen können. Man schneidet ihnen daher mit einer grausamen Gewaltthätigkeit alle Gelegenheiten ab, ihren Verstand und ihr Herz zu bessern, und sie müssen ihr Leben in einer langweiligen und schimpflichen Einsamkeit zubringen, ausgeschlossen von allem freimuthigem Umgange mit der menschlichen Gesellschaft. Unter unserm Klima, wo die Macht der Schönheit sehr eingeschränkt ist, verhält sichs ganz anders. Bey uns ist die Liebe eine schwache Lei-

denschaft, und weichet insgemein dem Eigennutze, der Ehrsucht, und sogar der Eitelkeit, die allemal einen schlechten Verstand und ein liebloses Herz zum Grunde hat. Da nun die Ueppigkeit bey uns immermehr überhand nimmt, so muß die Liebe, wenigstens unter Leuten von einem gewissen Rang, völlig verlöschen. Um ihr einige Stärke und Dauerhaftigkeit zu geben, müssen wir eine innerliche Empfindung des Herzens und eine wahre Achtung mit ihr verbinden. Dieses aber zu thun, steht nicht in unserer Gewalt, so lang wir die Frauenzimmer nur als Kinder behandeln. Wenn wir ihnen den Glauben beybringen, daß sie blos dazu bestimmt wären, unsere Hausmägde und die Sklavinnen unserer Begierden zu seyn, so machen wir ihr Gemüth niederträchtig, und zerstören in ihnen allen löblichen Eifer, etwas vortrefliches zu leisten. Wenn wir ihnen hingegen auf eine anständige und edelmüthige Art begegnen, so wird eine rühmliche Ehrliebe, ein Bewußtseyn ihrer Würdigkeit, und ein Gefühl von ihrem eigenen Werth, sie aufmuntern, sich in der That als dieje-

nigen zu beweisen, für die sie gehalten zu seyn wünschen, und wozu sie ein Recht haben, es zu seyn; nämlich die Gefährtinnen unsers Lebens und unsere beste Freundinnen. Dieses aber können sie nimmermehr in Erfüllung bringen, wenn sie ihren eigenen Charakter verlassen und den unsrigen annehmen sollen. Beyderley Geschlechter sind nicht zu einerley Rolle in diesem Leben bestimmt, deswegen hat die Natur einen sehr großen Unterschied zwischen ihren Charaktern gemacht, so, wie es für jedes Geschlecht am besten war, um seinen verhältnißmäßigen Pflichten in der Societät Genüge leisten zu können. Die Natur hat uns bestimmt, das weibliche Geschlecht zu beschützen, und für sie und ihre Familien zu sorgen. Die Geschäfte außer dem Hause kommen uns zu, alle härtere und mühselige Unternehmungen, die auf dem großen Schauplaz der menschlichen Dinge vorfallen, gehören in unser Departement. Daher bedürfen wir auch einer größern körperlichen Stärke, einer größern persönlichen Herzhaftigkeit und eines ausgebreitetern Umfangs der Verstandskräfte. Die Weiber hingegen er-

wer-

werben sich ihren grösten Ruhm zu Hause, durch getreue Erfüllung der ehelichen und mütterlichen Pflichten. Ihnen kommt es zu, dem ganzen Hauswesen vorzustehen, und auf ihnen beruhet das hauptsächlichste bey der Erziehung der Kinder beyderley Geschlechts, nicht nur in den ersten Jahren der Kindheit, sondern auch noch in derjenigen Periode, wo Körper und Seele Temperament und Gemüthsneigungen sich nach einer gewissen Form bilden. Sie sind bestimmt, unsere Herzen sanfter zu machen, und unsere Sitten zu schleifen. Die äußerliche Macht und Autorität, sowohl öffentliche als auch Privat- und Familiengeschäfte zu dirigiren, verbleibt zwar in unsern Händen; allein, die Weiber, wissen sich durch ihr sanftes und einnehmendes Wesen mit einer sonderbaren Geschicklichkeit gegen diese Macht zu schützen, und selbige, indem sie uns mit guter Manier unsere Fehler zeigen, oft selbst an sich zu ziehen.

In diesem Betracht ist die Rolle, welche den Weibern im menschlichen Leben angewiesen ist, überaus wichtig und ehrwürdig, und die Natur hat sie mit

allen gehörigen Eigenschaften versehen, dieser Bestimmung nachzuleben. Sie übertreffen uns unendlich an Empfindlichkeit des Herzens, an sanfter Gemüthsart, und an Artigkeit der Sitten. Sie sind weit munterer und fröhlicher. Sie sehen viel geschwinder den Unterschied zwischen den Dingen ein. Sie haben eine lebhaftere Einbildungskraft und eine größere Zärtlichkeit des Geschmacks und der Empfindung, sie wissen von dem, was angenehm, zierlich und schiklich heißt, richtiger zu urtheilen, und sind uns daher in denjenigen Werken des Geschmacks, wo es auf diese Umstände ankömmt, weit überlegen. Wofern wir die Frauenzimmer nicht aus diesem würdigen Gesichtspunkt betrachten, so bringen wir uns selbst um einen großen Theil des Vergnügens, das aus dem Umgang zwischen beyden Geschlechtern entsteht, und berauben uns also muthwillig, der so schäzbaren Freuden, die wir in unsern Häusern und im Schooße unserer Familie finden könnten. Ausserdem aber würde eine gesunde Politik uns anrathen, entweder unsere Weiber zu verbessern, oder ihnen weniger Willen zu lassen;

wenn

wenn wir ihnen ein wichtiges Geschäfte auftragen, sollten wir sie auch tüchtig machen, dasselbe recht auszurichten; wenn wir ihnen Freyheit geben, sollten wir sie vor dem Mißbrauch derselben bewahren; nicht aber, wie viele unter uns thun, der Unempfindlichkeit und der Religion unserer Schönen allzuviel zutrauen. Eine ehrliebende Frau wird, wenn wir ihr als unserer Freundin und als unsers Gleichen begegnen, ihre Verbindlichkeit fühlen und dankbegierig erwiedern; und einem Manne von edler Gesinnung wird die herzliche Ergebenheit, die eine verdienstvolle Frau ihm widmet, unendlich angenehmer seyn, als der blinde Gehorsam eines Untergenen oder eines Sklaven.

Wenn wir die übrigen Vergnügungen untersuchen, deren wir als gesellschaftliche Wesen genießen, so werden wir finden, daß einige Leute gewisse Dinge als höchstzärtlich, als ungemein rührend und als vom feinsten Geschmacke, bewundern, da hingegen andere Leute, die nie dergleichen Sachen empfunden haben, eine solche Bewunderung für närrisch halten. Der Grund

von beyden läßt sich leicht erklären. Es giebt zwar unläugbar einen ursprünglichen Unterschied in Ansehung der Beschaffenheit der Menschen und der Nationen, aber dieser Unterschied ist doch nicht so groß, als er anfänglich zu seyn scheint. Die menschliche Natur besteht überall aus einerley Elementen, bey gewissen Leuten ist das eine Element überwiegender, als bey andern, aber Uebung und Fleiß tragen vieles bey, den Abgang zu ersetzen. Die Bewohner kalter Gegenden haben weniger natürliches Feuer; weniger Empfindlichkeit des Herzens, sie sind daher zu jenen Verfeinerungen des gesellschaftlichen Grundtriebs, woraus Leute von anderer Blutmischung sich eine wahre Lust machen, nicht sonderlich aufgelegt. Allein, wenn solche Verfeinerungen fähig sind, dem Gemüth ein unschuldiges und wahres Vergnügen zu gewähren, so sollte sich billig die Philosophie ein eigenes Geschäft daraus machen, die rechten Methoden auszufinden, wie man dazu gelangen und wie man sie erhöhen könnte. Dieses Studium das doch einen beträchtlichen Theil der praktischen Welt-

weis-

weisheit ausmacht, ist in Großbritannien erstaunlich vernachläßigt worden. Woher kommt es, daß die Engländer bey einem großen natürlichen Verstand und Scharfsinnigkeit und bey einer noch größern Gutartigkeit des Herzens, gesegnet mit Reichthum und Freyheit, dennoch größtentheils ein melancholisches und unglükliches Volk sind! Warum ist die ihnen benachbarte Nation, die sie wegen ihrer Seichtigkeit nnd Leichtsinnigkeit verachten, und gleichwohl in allen ihren Frivolitäten bis zur Ausschweifung, ungeschickt genug nachahmen, bey einem geringern Grad von Reichthum und Freyheit weit glüklicher? Wir geben zu, daß dieselbe, mehr als irgend ein Volk auf Erden, eine angebohrne Fröhtichkeit und Lebhaftigkeit besitzt; aber noch weit mehr ist solches ihrem ungemeinen Fleiß zuzuschreiben, womit sie sich in allen den Künsten üben, welche die Einbildungskraft beleben und einnehmen, das Herz sanfter machen, und dem gesellschaftlichen Umgang die höchste Politur geben, während daß die Engländer sich in eine strenge und stolze Philosophie vertiefen, die sie allzuwei-

se zu machen scheint, als daß sie glücklich seyn konnten. Daher kömmt es, daß man in England soviele Leute, denen man einen großen Verstand und Gelehrsamkeit nicht absprechen kann, auch das verächtlichste von allen diesen Schriften sprechen hört, die es hauptsächlich nur mit der Einbildungskraft und mit dem Herzen zu thun haben; sogar von solchen, worinn das Leben und die Sitten der Menschen sehr schön und richtig geschildert sind. Aber ausser dem, daß dergleichen Schriften die Kräfte unserer Imagination gewissermassen erhöhen, und keinen geringen Einfluß haben, die guten Neigungen des Herzens feuriger und lebhafter zu machen, so führen sie auch öfters den vortreflichen Nutzen mit sich, daß sie uns eine beßere Kenntniß der Welt beybringen; eine Kenntniß, die für jeden wichtig ist, der in der Welt lebt, und seiner Bestimmung darinn mit Anstand und Geschicklichkeit genug thun will. Moralische Schilderungen sind fürwahr unter allen Gemälden die vorzüglichsten und nützlichsten. Freylich kann es geschehen, und gemeiniglich geschieht es, daß solche Schilderungen

entweder mißlingen oder daß sie die schlimme Wirkung haben, den Verstand auf Irrwege zu führen und das Herz zn verderben: allein, wenn nur fernerhin Leute von Einsicht und rechtschaffener Denkungsart sich mit der Verfassung dieser Art Schriften abgeben werden, so wird diese Klage aufhören.

Es zeigt sich ein merkwürdiger Unterscheid zwischen den Engländern und Franzosen in Ansehung ihres Geschmackes zum gesellschäftlichen Leben. In Frankreich wählen sich Leute von einem gewißen Range, auch wenn sie noch so alt sind, nie solche Personen zu Gesellschaftern, die ihnen an Alter gleichkommen, sondern bringen die Stunden, die sie von ihren Berufsgeschäften oder von ihrem Studieren abbrechen können, in der Gesellschaft von Frauenzimmern, oder jungen, muntern und glücklichen Leuten zu. Und man-hat angemerkt, daß Personen von diesem Range in Frankreich länger leben, und was noch viel wichtiger ist, daß sie glücklicher leben, und noch an einem hohen Alter, stärker an Kräften des Leibes und Gemüthes sind, als man bey irgend einem Volke

in Europa findet. In Großbritannien hat man gewisse wunderliche Begriffe von Schicklichkeit und Wohlstand, welche sie verleitet, die Manier, wie die Franzosen ihre müßige Stunden zubringen, für sehr lächerlich zu halten. Allein, wir werden bey reifem Nachdenken befinden, daß diese Begriffe von Schicklichkeit einen ziemlich seichten Grund haben. Wir stehen in der Meinung, Personen von einerley Alter, von einerley Geschlecht, von einerley Gemüthsneigungen, müßten sich zusammen halten. Aber es scheint, daß wir uns hier durch bloße Wörter verführen lassen. Wenn wir die Natur und gesunde Vernunft zu Rathe ziehen, so werden wir finden, daß die wahre Schicklichkeit und Harmonie des gesellschäftlichen Lebens vielmehr darauf beruhet, daß Leute, deren Gesinnungen und Charakter von einander unterschieden sind, sich zu einem freundschäftlichen Umgang zusammen vereinigen. Die Natur hat kein Individuum und keine Klasse von Menschen unabhängig von dem übrigen Theile ihres Geschlechtes gemacht, noch sie so zubereitet, daß sie ihre Glükseligkeit in

sich

sich allein finden können. Jedes Geschlecht, jede Gemüthsart, jedes Alter im menschlichen Leben haben ihre besondere Vorzüge und Unbequemlichkeiten, und diejenige Vereinigung ist die glüklichste und schicklichste, wo die Bedürfnisse wechselseitig gehoben werden. Das schöne Geschlecht sollte natürlicherweise aus unserm Umgange allerley nützliche Kenntnisse, Weisheit und ein gesetztes Wesen erwerben können, und wir sollten hinwiederum aus ihrem Umgange Leutseligkeit, Artigkeit der Sitten, Munterkeit, Geschmack und Empfindung schöpfen. Der Leichtsinn, die Flüchtigkeit und die Thorheiten der Jugend werden durch die Ernsthaftigkeit, Behutsamkeit und Weisheit des Alters gemäßiget; so wie hingegen, das furchtsame, frostige und zaudernde Wesen der Greise, durch den Muth, das Feuer und die Lebhaftigkeit junger Leute nicht wenig aufgemuntert wird.

Für alte Leute würde es weit vortheilhafter seyn, wenn sie sich mehr zu Jünglingen geselleten, als zu Personen von gleichem Alter. Wenn unser Leben auf die Neige gehet, so tragen auch

außer

außer der natürlichen Abnahme der jugendlichen Lebhaftigkeit noch viele andere Ursachen zu Zerstörung unserer Munterkeit das ihrige bey. Die wenigen Freunde und Gefährten unseres Lebens, die uns übrig geblieben waren, scheiden einer nach dem andern aus der Welt; die fröhlichen Aussichten, die unsere Einbildungskraft in dem glücklichen Frühling unserer Tage aufgeschwellt hatten, sind alsdann verschwunden, und zugleich mit ihnen, das offene, edelmüthige, argwohnsfreye Wesen und das warme Herz, das sonst von lauter Freundschaft und Menschenliebe wallte. Statt ihrer stellt sich ein düsteres, mürrisches und argwöhnisches Wesen ein, wir fühlen für Niemand als für uns selbst; dieses versäuret gleichsam das Temperament und zieht das Herz ins Enge. Wenn Alte nur mit Alten umgehen, so vermehren sie sich einander wechselweise diese unglükliche Gesinnungen, indem sie miteinander die Widerwärtigkeiten ihres Lebens widerkauen, sich über die gegenwärtige Zeiten ärgern, und sich überhaupt mit solchen Gesprächen unterhalten, die für sich selbst nicht tröstlich,

und gegen die jüngere Welt lieblos sind. Der Umgang mit jungen Leuten zertreibt düstre Wolken, und flößt eine gewiße Fröhlichkeit ein, die zur Gesundheit und zur Verlängerung des Lebens ungemein viel beyträgt. Es ist in den Menschen ein allgemeines Principium der Nachahmung vorhanden, vermög dessen sie in einem Augenblick, und ohne sich es bewußt zu seyn, die Aehnlichkeit von jeder vorkommenden Handlung oder Charakter auffangen können. Man kann es war durch die Vernunft, oder durch Hülfe entgegengesetzter Eindrücke dahin bringen, daß diese Disposition zurückgehalten wird, aber zu gewissen Zeiten ist sie unüberwindlich. Wir haben davon unzählige Beweise in der großen Aehnlichkeit von Gemüthsarten und Manieren, die durch häufigen Umgang gewisser Leute ganz neu hervorgebracht worden sind, wie auch in den plötzlichen Mittheilungen des Schreckens, der Schwermuth, der Freude, des kriegerischen Muths, wo man die eigentlichen Ursachen solcher heftigen Bewegungen nicht angeben kan. Die Mittheilung der Nervenbeschwerden, insonderheit der konvulsivischen ist oft so

erstaunlich, daß man sie einer Bezauberung oder Behexung zugeschrieben hat. Wir getrauen uns zwar nicht, die Natur dieser Gemüthsansteckung zu erklären: aber es ist doch eine ausgemachte Sache, daß ein solches Ding existirt, und daß in der Natur ein solches Prinzipium vorhanden ist, welches sich entweder als eine gesunde Sympathie, oder als eine kränkliche Ansteckung äußert.

Ein alter Mann, der dieser Philosophie beytritt, wird nie die unschuldigen Ergetzungen junger Leute, und insonderheit seiner Kinder beneiden, noch zu vergällen suchen. Vielmehr wird er mit Vergnügen acht geben, wie sich ihre Einbildungskraft stufenweise erweitert, und wie die Vernunft in ihrer Morgendämmerung erscheinet. Er wird sich durch eine geheime Art von Sympathie in ihre unschuldsvollen Freuden mischen, die in seinem Gedächtniß jene zarten Bilder seiner Jugend erneuern, welche mit der Länge der Zeit, wie **Addison** angemerket hat, etwas unaussprechlich Angenehmes mit sich führen,

und so wird sich der Abend unsers Lebens mit einem glücklichen, ehrenvollen und unbeneideten Alter beschließen.